

# Johann Christoph Gottscheds Beziehungen zu Kassel.

Auf Grund der Gottsched'schen Briefsammlung

dargestellt von

August Woringen.

---

Im Besitze der Universitätsbibliothek zu Leipzig befindet sich eine Sammlung der in den Jahren 1722 bis 1756 an Johann Christoph Gottsched gerichteten Briefe. Sie trägt die Signatur Cod. Ms. 0342 und besteht aus 22 Foliobänden. Ein Register dazu ließ vor kurzem Wolfram Suchier drucken: „Gottscheds Korrespondenten. Alphabetisches Absenderregister zur Gottsched'schen Briefsammlung in der Universitätsbibliothek Leipzig. Berlin, Gottsched-Verlag, 1912“ und machte dadurch die Sammlung weiteren Kreisen bekannt und zugänglich. Der Direktor der Kasseler Landesbibliothek, Herr Professor Dr. Brunner, machte mich auf dies Register aufmerksam, und es schien ihm wohl angebracht, die Sammlung auf die aus Hessen stammenden Briefe durchzusehen und das Ergebnis zu veröffentlichen. Die Hoffnung, aus den Briefen einen Überblick über das geistige Leben in Hessen in der Mitte des 18. Jahrhunderts gewinnen zu können, veranlaßte mich, dieser Anregung zu entsprechen. Leider wurde ich in meiner Hoffnung enttäuscht. Von den 231 aus Hessen stammenden Briefen sind 219 in Kassel oder von ständig in Kassel lebenden Personen geschrieben, nur 12 in anderen Orten Hessens, sodaß sich die Veröffentlichung auf die Beziehungen Gottscheds zu Hessens Hauptstadt beschränken mußte. Wenn nun auch auf diesem engen Gebiet sich bei weitem nicht das ergab, was ich erhofft



hatte, so enthalten die Briefe doch immerhin manche Angaben, die auf das geistige Leben Kassels in jener Zeit Licht werfen, hin und wieder auch Äußerungen über die politischen Ereignisse. Mit Rücksicht darauf glaubte ich es wagen zu dürfen, im Jahre der Tausendjahrfeier meiner Vaterstadt diesen kleinen Beitrag zu ihrer Geschichte ans Licht zu bringen.

Herrn Professor Dr. Brunner spreche ich für seine Anregung und der Direktion der Leipziger Universitätsbibliothek für die bereitwillige Überlassung der Briefsammlung meinen Dank aus.

---

1729—1740.

In der etwa die zwölf Jahre von 1729 bis 1740 umfassenden Zeit, in der Johann Christoph Gottsched auf der Höhe seines Ruhmes stand, hat er zu der Hauptstadt des Hessenlandes augenscheinlich keinerlei Beziehungen gehabt. Aus dieser ganzen Zeit finden sich nur zwei Briefe, die von Kassel aus an ihn gerichtet worden sind. Der erste der beiden Briefschreiber ist der evangelisch-lutherische Prediger Friedrich Philipp Schlosser<sup>1)</sup>. Landgraf Friedrich I., der als König des lutherischen Schweden auf seine Untertanen lutherischen Bekenntnisses größere Rücksichten nehmen mußte, als es seine Vorfahren zu tun brauchten, hatte unterm 5./16. Januar 1731 den Lutheranern die freie Religionsübung in Kassel gestattet, und Schlosser war der erste Prediger der neuen Gemeinde geworden. Dieser hatte dem Landgrafen, als dem Wohltäter seiner Gemeindemitglieder, eine Lobschrift gewidmet, die er mit einem Schreiben vom 16. Januar 1732 Gottsched mit der Bitte um günstige Beurteilung und Empfehlung an einige Buchführer übersandte. Er spricht in dem Briefe die Hoffnung aus, daß die Gemeinde bald auch ein eigenes Gotteshaus besitzen werde<sup>2)</sup>, zu dessen Bau sie die Genehmigung der Sammlung von Beiträgen in- und außerhalb Hessens zu erlangen hoffte. Einige kurze Bemerk-

---

<sup>1)</sup> Friedrich Philipp Schlosser, geboren 16. September 1701 zu St. Goar, studierte in Marburg, Gießen und Jena, las in Wittenberg über Wolff'sche Philosophie, wurde 1729 Rektor in Clausthal, 1731 lutherischer Prediger in Kassel, wo er 17. November 1742 starb. (Strieder, Hess. Gel.-Gesch. 13 S. 55.)

<sup>2)</sup> Der Bau des lutherischen Gotteshauses am Graben begann 1734 und wurde 1738 vollendet.



kungen über Clausthaler und Helmstädter Gelehrte schließen den Brief.

Das zweite Schreiben aus dieser Zeit mutet uns jetzt eigentümlich an; man würde nach heutigen Begriffen die darin ausgesprochene Bitte ziemlich unverschämt finden. Allein die damaligen Verkehrsverhältnisse entschuldigten solche Anforderungen. Der Regierungsregistrator Nathanael Caesar teilt unterm 9. September 1734 dem mit ihm bis dahin sicherlich in keinerlei Beziehungen stehenden Professor Gottsched mit, er habe auf dem Kasseler fürstlichen Theater im verwichenen Frühjahr eine Aufführung des „Sterbenden Cato“ gesehen und fühle sich seitdem zum Studium der tragischen Poesie sehr hingezogen. Da aber die Kasseler Buchhändler seine Bestellungen nicht besorgten, bittet er Gottsched, ihm eine Anzahl in Leipzig im Druck erschienener Tragödien gegen alsbaldige Erstattung der Auslagen zu übersenden<sup>1)</sup>.

Erst als sein Stern bereits zu sinken begann, trat Gottsched in regelmäßige Verbindung mit Kassel. Er besaß einen im Jahre 1706 geborenen Bruder mit Namen Johann Heinrich, der in Königsberg und seit 25. Februar 1724 in Leipzig, nach seiner späteren Laufbahn zu urteilen, Rechtswissenschaft studiert hatte. Gottsched verschaffte diesem, wie ich annehme, durch Vermittelung des Feldmarschalls von Seckendorf, den Gottsched nach Danzels Meinung<sup>2)</sup> kennen gelernt hatte, als er Kommandant von Leipzig war<sup>3)</sup>, und dessen Freundschaft sich Gottsched stets zu erhalten bestrebt war<sup>4)</sup>, eine Stelle als Sekretär bei dem Prinzen Maximilian von Hessen<sup>5)</sup>. Es war keine glänzende Unterkunft, die der jüngere Gottsched hier gefunden hatte. Unterm 3. November 1740 meldet er seinem Bruder, seine Verhältnisse hätten sich gebessert, der Prinz habe ihm zu seiner jährlichen Gage von 200 Taler ein Kostgeld von wöchentlich 3 Taler zugelegt, weil er gedroht habe, sich um eine Stelle im hessischen Staatsdienste

<sup>1)</sup> Gottsched, Sterbenden Cato und Atalante, v. Führers Cinna, Lange's Cid.

<sup>2)</sup> Danzel, Gottsched und seine Zeit, 2. Aufl. (1855) S. 290.

<sup>3)</sup> Friedrich Heinrich Reichsgraf von Seckendorf bekleidete die Stelle des Kommandanten von Leipzig 1721 bis 1726. Gottsched kam 1724 nach Leipzig.

<sup>4)</sup> „Gottsched, der seinen Feldmarschall von Seckendorf so warm hielt“, schreibt Danzel a. a. O. S. 142.

<sup>5)</sup> Danzel a. a. O. S. 287 überläßt „die Bestimmung des Prinzen den Kennern der Casselschen Specialhistorie“.



zu bewerben. Es sei freilich eine schlechte Hilfe, so lange er seine Bezüge nicht regelmäßig erhalte. In den letzten drei Jahren habe er von seiner Gage überhaupt nur 70 Taler bekommen. Der Feldzug am Rhein, den der Prinz als Reichsgeneralfeldzeugmeister mitgemacht, habe diesen aller Mittel beraubt<sup>1)</sup>. Gottsched jr. war damals bereits verheiratet und seine Frau war wohlhabend. So lebte er denn, wie er schreibt, „ex propriis dilectae suae“.

Dieser Johann Heinrich Gottsched war Ende 1737 oder anfangs 1738 nach Kassel gekommen. Briefe sind von ihm aus den ersten Jahren seines dasigen Aufenthalts nicht vorhanden. Erst 1740 beginnt für kurze Zeit ein lebhafter Briefwechsel, da der jüngere Gottsched sich bemüht, dem älteren Bruder seine Dankbarkeit zu bezeugen. Christian Wolff, der seit 1723 in Marburg gewirkt hatte, war im September 1740 als Vizekanzler nach Halle zurückberufen worden und hatte den Ruf angenommen. Wer nun zuerst in Kassel auf den Gedanken gekommen ist, als seinen Nachfolger Gottsched zu berufen, mag dahin gestellt bleiben. Es liegt aber natürlich nahe, anzunehmen, daß der Plan von dem jüngeren Gottsched ausging. Es befanden sich damals in Kassel verschiedene Preußen in maßgebenden und einflußreichen Stellen, namentlich der Kammerpräsident von Borck, der Regierungspräsident und Geheime Rat von Dankelmann und der Sekretär Widela<sup>2)</sup>, den der jüngere Gottsched einen „halben Landsmann“ nennt und als „Mignon“ des Geheimenratspräsidenten von Adelebsen bezeichnet. Alle diese wußte J. H. Gottsched für die Berufung seines Bruders zu interessieren. Er erhielt denn auch den Auftrag, bei diesem anzufragen, ob er geneigt sei, anstelle Wolffs dessen Professur der Philosophie und Mathematik in Marburg anzunehmen und g. F. seine Forderungen zu stellen, namentlich sein Leipziger festes Einkommen anzugeben. Er kam diesem Auftrag in einem Schreiben vom 17. Oktober 1740 nach. Der Professor Gottsched antwortete alsbald. Er erklärte, er wolle sich jedenfalls in Marburg nicht schlechter

<sup>1)</sup> Der Prinz war nie in günstigen Vermögensverhältnissen. Er selbst und noch mehr seine Gemahlin, Friederike Charlotte von Hessen-Darmstadt, waren sehr prachtliebend und verschwenderisch. Nach dem 1753 erfolgten Tode des Prinzen wurde über sein Vermögen der gerichtliche Konkurs erkannt.

<sup>2)</sup> So unterschreibt er sich selbst, während der jüngere Gottsched stets Wiedla schreibt.



stehen, als er sich jetzt in Leipzig stehe. Er habe hier aus seiner Professur und seinem Kanonikat eine feststehende Einnahme von jährlich 700 Taler, ferner an Kollegiengeldern mindestens 300 Taler. Er könne alle drei Jahre Prorektor werden; die Leipziger Universität sei „die ansehnlichste, mithin eine dortige Professorstelle vor anderen honorabel“, auch der Ort selbst angenehm. Schließlich könne man dort mit Bücherschreiben und neuen Auflagen anderer Bücher vieles verdienen, „und zwar mit mehrerer Bequemlichkeit als anderwärts“. Dem stellte Widela unterm 1. November entgegen, man wolle Gottsched bei Übernahme der Professur in Marburg das fixe Gehalt annehmlich verbessern, voraussichtlich auf 800 Taler; dabei sei zu beachten, daß die Wohnungs- und Lebensmittelpreise in Marburg erheblich billiger seien als in Leipzig<sup>1)</sup>. Dagegen seien die Kollegienelder in Marburg weit höher als in Leipzig<sup>2)</sup>, sodaß er daraus eine Einnahme von 400 Taler ziehen könne. Das Prorektorat dauere in Leipzig nur ein halbes Jahr, in Marburg ein Jahr, und wechsle regelmäßig unter den vier Fakultäten. Das sei also nicht ungünstiger. Auch könne das Marburger Prorektorat nach Gefallen des Landgrafen „conferiret und prolongiret“ werden. Nicht gering zu achten sei, daß der Marburger Prorektor „votum et sessionem auf den hessischen Landtagen exercire“. Mit Bücherschreiben könne man in Marburg ebensoviel verdienen als in Leipzig. Wolffs Schriften seien sämtlich in Marburg gedruckt, obwohl sie in Leipzig verlegt seien. Und in Anbetracht der Bequemlichkeit — sei Frankfurt nur 9 Meilen abgelegen.

Diese Ausführungen Widelas sandte der jüngere Gottsched unterm 3. November 1740 seinem Bruder zu, wobei er noch darauf hinwies, daß von dem derzeitigen Rektor der Universität, dem Erbprinzen Friedrich, viel Gutes für diese zu erhoffen, und daß der Oberhofmeister der Gemahlin des Erbprinzen, der Herr von Frankenberg, Gottsched sehr gewogen sei. Kurze Zeit darauf führte das Ableben seiner Frau, auf deren schwere Erkrankung nach einer Fehlgeburt Johann Heinrich schon in dem letzten

<sup>1)</sup> Ein ganzes Haus in guter Lage koste 50 Taler Miete, eine Klafter Holz 4 Gulden, 1 Maß (= 2 Liter) Wein 16 bis 18 gGr. (etwa 2 *M* — *℔*).

<sup>2)</sup> Ein philosophisches Kolleg koste für ein Semester 4 Taler, ein Privatissimum in Philosophie oder Mathematik 50, 80 bis 100 Taler nach Gefallen der Dozenten.



Briefe hingewiesen hatte, eine Lücke in dem brieflichen Verkehr der Brüder herbei. Widela sah sich deshalb genötigt, nunmehr unmittelbar an den Leipziger Gottsched zu schreiben. Er hätte dies allerdings auch wohl ohne das Eintreten des erwähnten Trauerfalles tun müssen. Denn er hatte mittlerweile von den Kasseler Geheimen Räten den mündlichen Auftrag erhalten, nunmehr amtlich anzufragen, ob Gottsched die Professuren der Philosophie und der Mathematik in Marburg annehmen wolle. In seinem Schreiben vom 10. November 1740 teilt er Gottsched zugleich mit, daß man ihm biete: jährlich an festem Gehalt 700 Taler bar und an Früchten 24 Viertel Roggen, 12 Viertel Gerste, 1 $\frac{1}{2}$  Viertel Weizen, 12 Viertel Hafer und 13 Metzen Erbsen<sup>1)</sup>; ferner solle er Accisfreiheit von Wein und Bier wie die anderen Professoren genießen und den Titel Hofrat erhalten. Widela wiederholt dabei noch einmal, wie sehr sich Gottsched dadurch verbessern werde, da er in Leipzig als Fixum nur 700 Taler im ganzen beziehe, die Kollegiangelder in Marburg bessere Einnahme versprechen, andererseits aber der Lebensunterhalt in Marburg billiger sei. Auch die Möglichkeit der Verlängerung des einmal erhaltenen Prorektorats durch Reskript des Landgrafen und der Sitz im Landtage werden wieder angeführt. Wenn Gottsched die Professur der Mathematik nicht annehmen wolle, werde sich auch das einrichten lassen, trotzdem aber die versprochenen Bezüge nicht vermindert werden. Gottsched möge sich nun endgültig und in solcher Form erklären, daß die Erklärung dem König von Schweden vorgelegt werden könne.

Gottsched hatte aber immer noch Bedenken, dem Rufe zu folgen. Er bezweifelte die Angaben über die Wohlfeilheit des Lebensunterhalts in Marburg, über die mögliche Einnahme aus den Kollegiangeldern und dem Prorektorat. Die Möglichkeit, seine Werke in Marburg drucken zu lassen, wollte ihm nicht einleuchten. Er fragte an, ob die Bibliothek in gutem Zustande sei, wie es mit der Versorgung der Professorenwitwen stehe, ob die Gehaltszahlung auch sicher erfolge, ob bei einem Regierungswechsel die Beibehaltung seiner Person zweifellos sei und ob man ihm als einem Lutheraner in Hessen keine Schwierigkeiten bereiten werde. Alles das beantwortet Widela im günstigsten Sinne und der jüngere Gottsched, dessen

<sup>1)</sup> Der jüngere Gottsched schätzt später die Einnahme aus diesen Früchten auf mindestens 200 Taler.



Vermittlung sich Widela wieder bedient, bestätigt alles. Widela versichert dabei, er werde alles tun, was in seinen Kräften stehe, um Gottscheds Wünsche zu befriedigen, aber ein festes Gehalt von 1000 Taler, welches Gottsched gefordert hatte, sei unmöglich bewilligt zu erhalten. Er bittet schließlich, Gottsched möge sich nun aber endlich entscheiden. Es sei sonst zu befürchten, daß man an maßgebender Stelle beschließen werde, von seiner Berufung abzusehen, sich einen jüngeren Philosophen selbst „heranzuziehen“ und zunächst einen älteren Juristen zu berufen. Der jüngere Gottsched sendet die Ausführungen Widelas unterm 24. November 1740 nach Leipzig, wobei er darauf hinweist, daß das einzige Hindernis eigentlich die Forderung der 1000 Taler sei — in diesem Punkte sei aber nichts zu erreichen. Der ältere Jurist, den man bereits ins Auge gefaßt habe, sei Heineccius in Halle<sup>1)</sup>. Der Brief schließt mit den Worten: „Behüte mich der Himmel, daß ich an Eurer Verschlimmerung Ursache sein soll. Das weiß ich aber, daß Euer Ansehen wachsen und Eure Gelehrsamkeit so in Gießen, Heidelberg und Tübingen viel bekannter werden würde“.

Professor Gottsched antwortete unterm 3. Dezember 1740, blieb aber auf der Forderung eines festen Gehaltes von 1000 Taler stehen. Durch eine Erkrankung des Präsidenten von Adelebsen kamen die Verhandlungen nun ins Stocken und waren am Jahresschlusse noch nicht erledigt. Unterm 29. Dezember 1740 teilt der jüngere Gottsched seinem Bruder die Erkrankung v. Adelebsens mit und billigt sein Festhalten an der Gehaltsforderung, an der aber wohl die Sache scheitern werde. Man rede stark von der Berufung Heineccius'. Dann kommt er auf seine eigenen Verhältnisse zu sprechen. Er habe infolge des Todes seiner Frau seinen Haushalt auflösen und seinen kleinen Sohn Max zu fremden Leuten geben müssen. Wenn er eine sichere Stelle in Preußen erhalten könne, ginge er gern dorthin. „Denn von allen Gnaden kann man doch nicht leben, wenn gar keine Bezahlung erfolget.“

Damit endet der Briefwechsel über Gottscheds Berufung nach Marburg. Man wollte eben in Kassel im Geldpunkte nicht nachgeben und so blieb Gottsched in Leipzig. Heineccius' Berufung aber kam auch nicht zustande.

<sup>1)</sup> Johann Gottlieb Heineccius, geb. 11. September 1681, gest. 31. August 1741 als Professor der Pandekten und der Philosophie in Halle. (Allg. D. Biogr. XI S. 361.) Ernst Landsberg, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft III, 1 (1898) Text S. 181 u. bes. Noten S. 124.



1741—1745.

Gottscheds Beziehungen zu Kassel sind damit wieder für mehrere Jahre unterbrochen. Aus den Jahren 1741 bis Herbst 1745 finden sich nur zwei Briefe aus Kassel in Gottscheds Briefsammlung. Der erste, vom 3. März 1741, stammt wieder aus der Feder des Bruders, der auf Befehl des Prinzen Georg von Hessen dem Professor einen Studiosus Engelhardt empfahl, der bisher in Jena gewesen war und nun in Leipzig deutsche Sprache und Rechtswissenschaft studieren wollte. Gemeint ist damit jedenfalls der spätere Kriegsrat Regnerus Engelhard, auf den ich noch zurückzukommen Veranlassung haben werde<sup>1)</sup>. Erst 1751 findet sich dann wieder ein Brief des jüngeren Gottsched vor. Es muß auffallen, daß über zehn Jahre der briefliche Verkehr zwischen beiden Brüdern geruht hat; man darf vielleicht annehmen, daß die Briefe des Kasseler Gottsched ihres unbedeutenden Inhalts wegen aus der Briefsammlung ausgeschlossen wurden.

Den zweiten Brief aus dem erwähnten Zeitraum (1741 bis 1745) richtete unterm 25. Mai 1742 der Prediger an der Kasseler Martinskirche, Faucher<sup>2)</sup>, an Gottsched. Er übersandte eine von ihm herausgegebene verbesserte Auflage der Lobwasserschen Psalmenübersetzung und bat um Gottscheds Urteil darüber. Er bedauerte, daß die Psalmenübersetzungen von Spreng und Ernst Lange aus praktischen Gründen nicht zur Einführung kommen könnten, und glaubte, in dieser Beziehung etwas Besseres geleistet zu haben<sup>3)</sup>. Er wies darauf hin, daß die bisherigen Psalmenübersetzer Lobwasser, Opitz und Lange sämtlich Juristen

<sup>1)</sup> Regnerus Engelhard, geb. 30. Oktober 1717 in Kassel, studierte auf Kosten des Prinzen Georg von Hessen in Marburg bei Wolff Mathematik und Philosophie, bei v. Cramer Rechte, ging dann nach Jena und hierauf nach Leipzig, wo er bei Gottsched deutsche Sprache, bei Mascov Staatsrecht hörte. Am 1. August 1741 wurde er Auditeur bei den Regimentern Prinz Maximilian und Prinz Georg, 1744 der Generalkriegskommission als Sekretär beigegeben und gleichzeitig Garnisonsauditeur in Kassel, 24. Januar 1746 wirklicher Kriegssekretär, 16. Dezember 1751 Assessor mit Stimme beim Kriegskollegium, 1755 Kriegsrat. Er starb 6. Dezember 1777 in Kassel. (Strieder a. a. O. III S. 351.)

<sup>2)</sup> Karl Theodor Faucher, geb. 8. Februar 1683, wurde 1709 Prediger in Niederzwehren, 1712 Archidiakon an der Kasseler Martinskirche, 1743 Dekan daran, starb 4. November 1743 in Kassel. (Strieder a. a. O. I S. 330, II S. 531.)

<sup>3)</sup> Nach seiner Angabe hatte er durch Anfügung einer Nutzanwendung die Lobwasserschen halben Strophen am Schlusse der Psalmen zu ganzen Strophen ergänzt.



und Lutheraner gewesen seien. Von den Lutheranern seien die Psalmen früher viel gesungen worden. Das sei nicht mehr der Fall. Den Grund hiervon könne er nicht angeben.

#### 1745—1752.

Vom Herbst 1745 ab wird nun Gottscheds Verkehr mit Kassel ein ganz regelmäßiger. In den Jahren 1745 bis zum Herbst 1752 waren es allerdings nur zwei Personen, die von Kassel aus einen regelmäßigen Briefwechsel mit Gottsched unterhielten, sodaß man diesen Zeitraum zweckmäßig gesondert betrachtet. Die beiden Briefschreiber waren der landgräfliche Pagenhofmeister Reiffstein und der v. Borck'sche Hofmeister Groschuff, beides Landsleute Gottscheds. Johann Friedrich Reiffstein<sup>1)</sup> war am 22. November 1719 in Ragnit in Ostpreußen geboren und hatte in Königsberg die Rechte studiert. Während seines siebenjährigen Aufenthalts auf der dortigen Universität war er Mitglied der Königlichen Deutschen Gesellschaft und bald deren Sekretär geworden. Er begleitete dann einen jungen Baron auf Reisen, kam mit ihm 1744 nach Berlin und blieb dort, als sein Zögling bald nach Hause zurückkehrte. Gottsched hatte ihn auf einer nach Preußen unternommenen Reise in Königsberg kennen gelernt, und seine Beziehungen zur Königsberger Deutschen Gesellschaft mochten die Bekanntschaft erneuert oder erweitert haben. Da erinnerte sich dann Gottsched seiner, als man in Kassel im Jahre 1745 einen Pagenhofmeister suchte und sich wegen einer geeigneten Persönlichkeit an Gottsched wandte. Danzels Vermutung, daß dies durch den jüngeren Gottsched geschehen sei<sup>2)</sup>, findet durch eine Äußerung Reiffsteins in einem seiner Briefe ihre Bestätigung. Wir erhalten damit einen neuen Anhalt dafür, daß tatsächlich die Briefsammlung nicht alle Briefe des jüngeren Gottsched enthält. Gottsched empfahl also für die Kasseler Pagenhofmeisterstelle seinen Landsmann Reiffstein, der freilich wegen seiner geringen Kenntnisse der lateinischen Sprache zunächst Bedenken hegte, die Stelle anzunehmen, sich aber dann doch dazu entschloß. Am 12. August 1745 traf er in Kassel

<sup>1)</sup> So schreibt er sich selbst in sämtlichen Briefen. Es liegt also kein Grund vor, die Goethesche Schreibart Reiffenstein mit Danzel und anderen beizubehalten oder, wie W. Schmidt in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. 27 S. 685, Reiffenstein zu schreiben.

<sup>2)</sup> Danzel a. a. O. S. 287.



ein und verstand es, sich bald beliebt zu machen. Er erhielt später den Ratstitel und die Anwartschaft auf die Kasseler Bibliothekarstelle als Nachfolger von Arckenholtz. Ehe es aber dazu kam, folgte er 1758 dem durch die Kriegereignisse vertriebenen hessischen Hofe nach Bremen, gab dort seine Stelle auf<sup>1)</sup> und bereiste mit einem jungen Grafen Lynar 1760 bis 1762 Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien. In Rom wurde er mit Winckelmann befreundet und blieb dort wohnen. Er widmete sich dem Studium der schönen Künste und wirkte als Cicerone der kunstliebenden Fremden, die Rom besuchten, sowie als Kommissionär verschiedener Höfe für den Ankauf von Kunstgegenständen. Kardinal Albani wurde sein Gönner, und Goethe erwähnt ihn mehrfach lobend in der Italienischen Reise. „Sein Name begegnet uns in allen Korrespondenzen der folgenden dreißig Jahre; kein Mann von Stande, kein Künstler, der nicht mit Dank seiner Gefälligkeit als Führer, als Kommissionär bei Kunstankäufen, als Vermittler bei Kopien, und vor allem seiner so freundschaftlichen, wie »väterlichen, uninteressierten Verwendung« für aufstrebende Talente gedächte<sup>2)</sup>.“ Reiffstein starb in Rom am 13. Oktober 1793. Von seiner durch ein 7jähriges Studium gewonnenen Kenntnis der Rechtswissenschaft hat er niemals Gebrauch gemacht. Dagegen widmete er sich schon frühe der Malerei, ohne es indessen auf diesem Gebiete zu großen Erfolgen zu bringen. Winckelmann schreibt aus Rom am 8. April 1767 an Usteri<sup>3)</sup>: „Der ehrliche Reiffstein verliert sich in Kleinigkeiten, unternimmt viel und bringt nichts zu Ende“, und Nagler<sup>4)</sup> urteilt über ihn: „Mit seinen Kunstversuchen war es nie weit her; richtig ist, daß er oft das andern Künstlern gebührende Lob davon getragen hat. Er besaß weder große Gelehrsamkeit, noch tüchtige Kenntnisse in der Kunst“. Schon in Kassel gab er sich mit Versuchen ab,

<sup>1)</sup> Vermutlich war die Pagerie aufgelöst worden.

<sup>2)</sup> Justi, Winckelmann (Leipzig 1872) Bd. 2 S. 298.

<sup>3)</sup> Strieder a. a. O. Bd. 11 S. 258 ff.

<sup>4)</sup> Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon. München 1842, Bd. 12 S. 384. Dort heißt es weiter: „In Goethes Winckelmann ist er vielleicht am richtigsten beurteilt“. Ich habe im Winckelmann ein Urteil über Reiffstein nicht finden können. Über Reiffsteins späteren brieflichen Verkehr mit Goethe und über die von ihm der Herzogin Anna Amalie, die ihn in einem Briefe an Goethe einmal den „alten See Löwe genand Reifenstein“ nennt, in Rom geleisteten Dienste, bringt O. Harnack in den Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band 5 (Weimar 1890) mancherlei Angaben.



die enkaustische Malerei der Alten wieder herzustellen, was er in Rom fortsetzte, wo er auch künstliche Cameen herstellte, die Goethe erwähnt. Strieder rühmt ihm Aufrichtigkeit, Güte und Würde nach. Jedenfalls besaß er die Tugend der Dankbarkeit, die er in zahlreichen Briefen an seinen Wohltäter Gottsched bezeugte.

Der Inhalt dieser Briefe bezieht sich in erster Linie auf Reiffsteins eigene Tätigkeit. Reiffstein trieb neben seinen Dienstgeschäften, für die er außer freier Wohnung 300 Taler Gehalt und 104 Taler Kostgeld bezog, seine Versuche in der Malerei, die in Kassel ziemliche Anerkennung fanden und ihm einige Aufträge des Hofes einbrachten. So malte er die drei Söhne des Erbprinzen Friedrich und ihre Mutter, die englische Prinzessin Marie, welche Bilder als Geschenke an den englischen Hof gesandt wurden. Freilich wurde ihm 1752 bei einem für den Prinzen Ferdinand von Preußen bestimmten Bilde seiner Braut, der Prinzessin Karoline von Hessen<sup>1)</sup>, der Maler la Fontaine aus Hannover vorgezogen. Aber dessen erster Versuch mißlang völlig, der zweite fiel so schlecht aus, daß sich der hessische Hof genötigt sah, das Bild in Berlin als Versuch eines Schülers auszugeben, was Reiffstein nicht ohne das Gefühl der Genugtuung berichtet. Mehrere Schöpfungen seines Pinsels sandte Reiffstein an Gottsched und dessen Frau als Geschenke.

Von den Kasseler Malern hielt Reiffstein nicht viel. Einmal (27. September 1745) sagt er von ihnen, sie seien „leider nur gar malerisch“ und aus ihrem Büchervorrat und ihrem Umgang könne er wenig lernen. Es seien in Kassel „gar keine Helden in der Malerei“, insbesondere fehle es an einem „Bildnis-Maler“; er nahm deshalb bestimmt an, daß der Maler Dammann<sup>2)</sup>, der im Sommer 1746 ein Porträt von Gottscheds Bruder und eins einer jungen hessischen Prinzessin gemalt hatte, in Kassel Ruhm

<sup>1)</sup> Reiffstein bezeichnet sie als die Braut des Prinzen. Es ist mir nicht gelungen, festzustellen, ob eine Verlobung überhaupt stattgefunden hat oder ob nur Vorverhandlungen gepflogen worden sind. Jedenfalls ist eine Hochzeit nicht zustande gekommen. Prinz Ferdinand heiratete später die Markgräfin Luise von Brandenburg-Schwedt, Prinzessin Karoline, eine Tochter des Prinzen Maximilian von Hessen, 1753 den Fürsten Friedrich August von Anhalt-Zerbst.

<sup>2)</sup> Dammann war ein Sohn des in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Augsburg lebenden Goldschmieds Joh. Wilh. Dammann. (Nagler, a. a. O. Bd. 3 S. 257.) Hoffmeister, Nachrichten über Künstler in Hessen, erwähnt ihn nicht.



und Erfolg erwerben werde. Unterm 15. Mai 1746<sup>1)</sup> sendet Reiffstein einen Aufsatz, der „einige Gedanken über Malerei“ enthält.

Neben der Malerei widmete sich der Pagenhofmeister auch der Dichtkunst. Bald nach seinem Eintreffen in Kassel hatte ihn Gottsched dazu aufgefordert und unterm 6. Oktober 1745 sandte er seinem Gönner das erste Zeugnis seiner Muse<sup>2)</sup>. Auf den Tod eines jungen Rechtsgelehrten verfaßte er eine Grabschrift, die er der Königsberger Deutschen Gesellschaft einsenden wollte. Den Geburtstag Gottscheds feierte er 1749 mit einer Ode. Gottsched, dessen „Kritische Dichtkunst“ Reiffstein eifrig studierte, traute ihm mehr zu. Er riet ihm 1749, ein Gedicht auf die Schlacht bei Tannenberg<sup>3)</sup> zu verfassen. Aber abgesehen davon, daß Reiffstein seiner Angabe nach die Möglichkeit fehlte, sich die nötigen geschichtlichen Kenntnisse über diese Schlacht zu verschaffen, lehnte sich sein preußisches Herz dagegen auf, den Sieg der Polen zu besingen. Er könne, so antwortet er unterm 25. Juli 1749, nicht schreiben: „Sarmatum Polonumque cano clademque Borussi“. Es steht diese Aufforderung Gottscheds an Reiffstein einigermaßen im Widerspruch mit seinen sonst mehrfach erwähnten Aufforderungen, Reiffstein möge seiner preußischen Heimat treu gesinnt bleiben. Das verspricht Reiffstein auch, aber doch mit der Einschränkung, daß er in Kassel „vielleicht fremden Göttern zu opfern scheinen dürfte, wenn er sein gegenwärtiges neues Vaterland, welches sich um ihn noch täglich verdienter mache, mit undankbarem Stillschweigen vorübergehen und sich zu der Zeit als ein eifriger Preuße zeigen sollte, in welcher er schon ein guter Hesse hätte sein müssen“. Er mochte wohl in seiner Hineigung zu Hessen auch die Möglichkeit zu besserem

<sup>1)</sup> Der Brief ist datiert vom 15. Mai 1745, muß aber seiner Stelle in der Briefsammlung nach von 1746 sein.

<sup>2)</sup> Das kleine Gedicht, mit dem Reiffstein einen Brief an Gottsched vom 6. Oktober 1745 einleitet, hat folgenden Wortlaut:

„Ich fasse Pflicht und Mut und Witz und Kunst zusammen,  
Um Deiner Güte Wert, mein Gönner, zu erhöh'n;  
Dein kunstgewohnter Blick wird zwar den Reim verdammen,  
Doch nicht den reinen Trieb: Drum bleibt mein Vorsatz stehn.  
Laß Deine Muse so den matten Geist beleben,  
Als meine Wohlfahrt itzt durch Deine Sorgfalt steigt,  
So kann ich meinen Dank in güldnen Schalen geben  
Und glauben, daß mein Kiel des Gönners Größe zeigt.

<sup>3)</sup> Der deutsche Orden erlitt 1410 bei Tannenberg eine schwere Niederlage durch die Polen.



Fortkommen suchen, zumal nach seinem Schreiben vom September 1751<sup>1)</sup> in Kassel „damals die Inländischen eine Ligue wider alles, was fremd ist“, gebildet hatten.

Reiffsteins bedeutendstes Unternehmen auf literarischem Gebiete war wohl seine Übersetzung von Arckenholtz's „Mémoires concernant Christine, reine de Suède“ aus dem Französischen ins Deutsche. Hierbei fand er Gottscheds tatkräftige Unterstützung, der auch als Vermittler auftrat, um Reiske<sup>2)</sup> als Korrektor für Reiffsteins Übersetzung zu gewinnen. Freilich war Reiffstein mit Reiskes Leistungen sehr unzufrieden und hätte gern das Verhältnis mit ihm gelöst, was aber nicht gelang. Gottsched steuerte zu dieser deutschen Ausgabe der „Christine“ ein Gedicht auf den Westfälischen Frieden bei, für das Reiffstein unterm 27. August 1752 dankte. Unterm 31. Dezember 1752 übersandte er dann noch die Bilder Gottscheds und seiner Frau diesen als Geschenk. Auch Fabeln zu dichten, versuchte Reiffstein und ließ sich den Stoff dazu von Gottsched zusenden. Mit einem Lobgedicht, das er nach dem Muster des von dem brandenburgischen Hofdichter von Besser auf den großen Kurfürsten verfaßten Gedichtes auf den König von Schweden und Landgrafen von Hessen, Friedrich I., dichten wollte, scheint er über den guten Willen nicht hinausgekommen zu sein.

In Gottscheds Streit mit Brockes nimmt Reiffstein erklärlicherweise für ersteren Partei. Er schreibt unterm 24. September 1745:

„Vor die Übersendung des dritten Teils von dero Büchersaal bin ich unendlich verbunden. Ich glaube, eine Folge von so auserlesenen Beiträgen zur Vermehrung des guten Geschmacks und der Erkenntnis müssen das kräftigste Mittel sein, einen groben Hamburger zu beschämen, wo er nicht etwan unter die gedungenen Lästlerer gehört, die ums Brod oder, wie es in diesem Falle wahrscheinlicher, um Käse diejenigen Verdienste, die ihnen und ihren Verpflegern fehlen, unermüdet fortschmähren. Ich erinnere mich, von Ew. Magnificenz die Hoffnung erhalten zu haben, Sich hierin etwan in einem Schreiben an den Herrn Brokes meines Gehorsams und meiner Feder zu bedienen. Stoff und Befehl sollen meinen Gehorsam unverzüglich wirksam machen, daferne Ew. Magnificenz hierinnen etwas zu veranlassen nötig erachten sollten.“

<sup>1)</sup> Die Zeit des undatierten Briefs ergibt sich aus seiner Stelle in der Briefsammlung.

<sup>2)</sup> Johann Jakob Reiske, geb. 25. Dezember 1716 in Zörbig, gestorben 14. August 1774 als Rektor der Nicolaischule in Leipzig, ausgezeichnete Philologe, den die Not zum Korrekturlesen zwang. (Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 28 S. 129.)



Ebenso tritt er für seinen Wohltäter gegenüber der Königsberger Deutschen Gesellschaft ein, als Gottsched auch mit dieser 1750 in ein gespanntes Verhältnis getreten war. Sonst war Reiffstein für das Aufblühen dieser Gesellschaft bemüht und empfahl 14. November 1748, den Geheimen Rat und Kammerpräsidenten v. Borck, „einen großen Kenner und Liebhaber der Gelehrsamkeit“, und den Hofmarschall v. Lindau, „der aus Lesung der Gottschedischen Schriften allmählig ein guter Deutscher zu werden anfängt“, zu Ehrenmitgliedern der Gesellschaft zu ernennen, gewissermaßen als Gegenzug, nachdem die Göttinger Deutsche Gesellschaft den Oberhofmeister und Kammerdirektor von Frankenberg und den cand. jur. Schminke<sup>1)</sup> dazu ernannt hatte. Schönaichs „Hermann“ fand nicht nur Reiffsteins Beifall, sondern wurde nach dessen Bericht vom 13. August 1752 auch am Kasseler Hofe gut aufgenommen<sup>2)</sup>. Auf Gottscheds Wunsch veröffentlichte Reiffstein die Nachricht über Schönaichs Dichterkrönung durch die Leipziger philosophische Fakultät im Kasseler Wochenblatt<sup>3)</sup>. Auch über Klopstocks „Messias“ hatte Gottsched ein Urteil Reiffsteins verlangt. Leider ist gerade dieses nicht erhalten. In der Briefsammlung ist aus Reiffsteins Brief vom 30. Januar 1752 das Blatt, welches dieses Urteil enthielt, herausgeschnitten. Daß das Urteil kein günstiges war, ist nicht nur aus dem Verhältnis Reiffsteins zu Gottsched zu schließen, sondern ergibt sich auch aus den wenigen Worten des Schreibens, die erhalten geblieben sind. Sie lauten:

„Ew. Magnificenz verlangen zu wissen, was ich vom „Messias“ und anderen reimlosen Gedichten halte. Ob ich mich nun gleich nicht erkühne, (Lücke) als davon in den Erlangischen und Göttinger Zeitungen vorgekommen. Den Noah, Jakob und Joseph habe nicht gelesen. Vom Nimrod habe einige Seiten gelesen, die ich nicht allein reimlos, sondern auch ungereimt gefunden. Den Beifall der Kavaliers und der Frauenzimmers dürften auch die besten unter diesen reimlosen Stücken, worunter mir das Gedicht: Der Frühling mit zu gehören scheint, noch wohl in hundert Jahren nicht erhalten. Ich weiß, daß einigen davon übel geworden.“

Von hessischen Dichtern erwähnt Reiffstein nur einen, den Rektor Höster<sup>4)</sup>, der Hallers Beifall gefunden, aber

<sup>1)</sup> Siehe Anm. 2 Seite 91.

<sup>2)</sup> Vergleiche über Schönaich und sein Heldengedicht Danzel a. a. O. S. 355 ff.

<sup>3)</sup> D. i. die Casselische Polizei- und Commerzien-Zeitung.

<sup>4)</sup> Christian Philipp Höster seit 1747 Rektor in Trendelburg. Schoof, Die deutsche Dichtung in Hessen, S. 54, schreibt von ihm: „Gedichte auf Bestellung zum Namens- und Hochzeitstag seiner Freunde



schließlich, in welcher Beziehung ist leider nicht zu ersehen, „entlarvt“ wurde. Reiffstein schreibt von ihm unterm 4. Januar 1748:

„Er will wider die Natur der Dichtkunst mit derselben ihr Brod verdienen und es fällt ihm nicht einmal bei, daß seine verlangten Leser nicht lieber die 4 Kreuzer senden und sich dafür lieber den Neukirch, Pietschen oder Gellert anschaffen, als bei seinen Proben Geld und Zeit verlieren würden. Der Himmel vergebe es dem Hrn. Pr. Haller, daß er die ihm anvertraute Lorbeern so verschwendet, er wird es bei Herren Bodmer und Breitinger verantworten müssen.“

Auch vom Schauspiel in Hessen weiß Reiffstein unterm 24. März 1746 nichts Günstiges zu berichten. Er schreibt:

„Wir haben hier bisher einige Schauspiele zu sehen bekommen, welche, ob sie gleich mehrenteils aus lauter Possenspielen bestanden, dennoch unter anderen die gute Wirkung gehabt, daß man bei Gelegenheit manches guten Trauer- und Schäferspieles von einer unbekanntenen Schönheit der deutschen Dichtkunst und Sprache ermuntert worden, sich mit beiden mehr und mehr bekannt zu machen und das ziemlich dicke Vorurteil gegen die fremden Vorzüge allmählig abzuliegen.“

Besser berichtet er über die Leistungen der Truppe Schuchs<sup>1)</sup> der sich unterm 23. Januar 1751 Gottsched durch Reiffstein empfehlen läßt<sup>2)</sup>:

„Er hat bisher hieselbst die besten Stücke der deutschen Schaubühne mit vielem Beifall der Kenner und so manchen Gnadenbezeugungen des Hofes aufgeführt. Der Schmutz hat seine Bühne völlig verlassen und die Natur wird von einigen seiner Spieler öfters glücklich nachgeahmt. Nur der Schwulst in Geberden, Stellungen und Bewegungen des Körpers, den die meisten deutschen Schauspieler als eine notwendige Schönheit ihrer Kunst ansehen, vermindert öfters den Beifall, welchen sonst viele unter ihnen verdienen. Herr Schuch, seine Frau<sup>3)</sup>, Uhlich<sup>4)</sup>, Meyer und die beiden fürtrefflichen Tänzer machen

wechseln ab mit eintönigen Reimereien an seine Geliebte und höfischen Schmeicheleien an den landgräflichen Hof, bei dem er sich Liebkind zu machen sucht, ohne jedoch Gehör zu finden“. Seine ersten Gedichte stammen aus 1744, bald nach 1748 ist er vermutlich gestorben.

<sup>1)</sup> Franziskus Schuch, geb. 1716 zu Wien und 1763 zu Frankfurt a. d. O. gest., der letzte Hanswurstdarsteller der deutschen Bühne. In ihrer Blütezeit, um 1756, wurde seine Truppe als die beste in Deutschland gerühmt. (Allgem. Deutsche Biogr. Bd. 54 S. 234.) — Nach dem Berichte Reiffsteins scheint Schuch doch nicht so sehr die komische Schauspielkunst bevorzugt zu haben, als es nach Joh. Klopffleisch-Klaudius a. a. O. anzunehmen ist.

<sup>2)</sup> Dieser Brief ist bereits gedruckt von Danzel, a. a. O. S. 164.

<sup>3)</sup> Gemeint ist wohl die Tochter des Rektor Schleißner aus Gera. Schuch war mehreremale verheiratet. Allgem. Deutsche Biogr. Bd. 54 S. 234.

<sup>4)</sup> Adam Gottfried Uhlich, geb. 1720 zu Bischofswerda, gest. nach 1756. Ein strebsamer, für seine Kunst begeisterter Schauspieler, der



dem hiesigen Theater und ihnen selbst viel Ehre. Künftige Ostern gehen sie auf die Messe nach Frankfurt. Der Cato, Zaire, Alzire, Atalanta, das Gespenst mit der Trommel, Elisa, Kanut, Merope, Orest, der Ruhmrätige, der Geizige, und unter den Burlesquen: Der Hof zu Belvedere und der Baron Zwickel haben bishero den allgemeinen Beifall erhalten. Bei Gelegenheit der von Ew. Magnifizenz verfertigten oder übersetzten Stücke ist deroselben Namen bei Hofe oft in rühmliche Erwähnung gekommen.“

Nach einem weiteren Schreiben wollte Schuch damals mit seiner Gesellschaft nach Paris gehen, was Reiffstein sehr gewagt schien<sup>1)</sup>.

Eine Aufforderung Gottscheds, ein Trauerspiel durch seine Pagen aufführen zu lassen, lehnte Reiffstein unterm 22. Juli 1746 sehr bestimmt ab. Es sei „nach der Beschaffenheit seiner Untergebenen ganz unmöglich, indem die gelehrtesten und fähigsten unter denselben kaum zu den Quartanern oder Tertianern zu vergleichen, deren zu geschweigen, die da lispeln, stammeln, das r, s. usw. nicht aussprechen, ja sogar noch nicht fertig lesen können“. Er würde höchstens vier zu einigen schwachen Rollen brauchen können. Unterm 30. Januar 1752 weist er eine wiederholte Aufforderung Gottscheds abermals zurück, diesmal auch, weil der Hof dafür keinen Sinn habe. „Man weiß seit dreißig Jahren hierselbst von keinen galanten Festen mehr etwas.“

Auch das Urteil Reiffsteins über die Kasseler Zeitung lautet sehr ungünstig<sup>2)</sup>. Arckenholtz hatte zwar Vorschläge zu ihrer Verbesserung gemacht und namentlich vorgeschlagen, die Lehrer des Collegium Carolinum um gelehrte Beiträge zu ersuchen. Diese antworteten aber, „sie wüßten andere Wege, als die Kasseler Zeitung, um ihre Gelehrsamkeit an den Mann zu bringen“, wozu Reiffstein die Bemerkung macht: „und dennoch siehet und höret man nichts“. Gottsched nahm sich nun der Sache an und sandte Arckenholtz Beiträge, von denen dieser „den patriotischen Gedanken von der Abstammung des hessischen Hauses“ gelegentlich anbringen wollte, während ein Gedicht unterm 23. Mai 1751 für zu schade für dieses Blatt erklärt und um so mehr abgelehnt wurde, als es

---

sich Gottscheds besonderer Gunst erfreute, aber nur kurze Zeit bei der Schuchschen Truppe war. (Allgem. Deutsche Biogr. Bd. 39 S. 168.)

<sup>1)</sup> Schuch hat den Plan dann auch nicht ausgeführt.

<sup>2)</sup> „Casselische Zeitung von Polizey-, Commerciens und anderen dem Publico nützlichen Sachen“, deren Titel seit 1751 „Casselsche Policey-, Gelehrte- und Commerciens-Zeitung und seit 1754 „Casselische Policey- und Commerciens-Zeitung“ lautete.



„beim Kasseler Hofe den gewünschten Eindruck nicht haben würde, weil es einen fremden Hof betrifft, an welchem die Musen gnädigeren Schutz antreffen“. Reiffstein bedauert bei diesem traurigen Stand der Wissenschaften in Hessen noch unterm 13. August 1752, dass Gottsched die Nachfolge Wolffs in Marburg nicht angetreten habe. „Wäre dies geschehen, so würde es um die schönen Wissenschaften in Hessen besser stehen.“

Gottsched bediente sich auch einmal Reiffsteins, um eins seiner Gedichte durch den Kasseler Buchhändler Cramer verlegen zu lassen. Dieser lehnte aber, wie Reiffstein unterm 25. Oktober 1750 antwortete, die Übernahme des Verlags ab, weil er nur die Leipziger Ostermesse besuche und deshalb gelegentlich der Neujahrsmesse sicher nur einige wenige Exemplare absetzen könne, die dann alsbald überall nachgedruckt würden, so daß er keinen Verdienst an der Sache haben könne. Cramer besorgte gewöhnlich die Sendungen, die von Reiffstein an Gottsched und von diesem an jenen gingen. Auch ein Kaufmann Küster (auch Cöster genannt) übernahm solche Besorgungen. Die Postverhältnisse waren eben damals zu schlecht. Beispielsweise bekam Reiffstein von August bis Oktober 1745 von der Post überhaupt keine Briefe ausgehändigt, dann aber alle 12 in dieser Zeit an ihn eingegangenen Sendungen auf einmal.

Erwähnenswert möchte noch sein, daß Reiffstein über einen Baumeister Füncke<sup>1)</sup> aus Augsburg berichtet, der beim Bau des Schlosses Wilhelmsthal tätig war, und dem er Fleiß und guten Geschmack nachrühmt. Füncke lieferte Gottsched einen Aufsatz über den damaligen Geschmack in der Baukunst.

Äußerungen über Politik sucht man in Reiffsteins Briefen vergeblich. Danzel stellt schon fest<sup>2)</sup>, daß Gottscheds Zeit die der allertiefsten politischen Abgestorbenheit war und die Briefsammlung außerordentlich arm an politischen Bemerkungen ist. Reiffstein erwähnt am 28. Oktober 1745, daß er erst kurz vorher die Nachricht vom Sieg der Preußen<sup>3)</sup> erhalten habe, da der „partheyische Frankfurter Zeitungsschmierer alle Vorteile preußischerseits verschweige“ und andere Zeitungen nicht nach Kassel

<sup>1)</sup> Hoffmeister a. a. O. S. 32 nennt ihn Johann Georg Fünck, auch Finck. Er soll 1757 bereits verstorben gewesen sein.

<sup>2)</sup> a. a. O. S. 279.

<sup>3)</sup> Bei Soor am 30. September 1745.



kämen, und stellt unterm 16. Dezember 1745 mit Genugtuung fest, daß Gottsched den Preußen, die Sachsen besetzt haben, das beste Zeugnis bezüglich ihrer Mannszucht und der Behandlung der Einwohner ausstellt. Dann erwähnt er noch am 30. April 1751 die tiefe Trauer um den verstorbenen König von Schweden, Landgrafen Friedrich I. Das ist alles auf diesem Gebiete.

Um so eifriger berichtet er über die Verhältnisse in der Familie von Gottscheds Bruder. Dieser hatte sich wieder verheiratet<sup>1)</sup>, und Reiffstein war einer der Paten seines ersten Kindes aus der zweiten Ehe geworden. Der Sohn aus erster Ehe, der — wohl nach dem Brodherrn des Vaters — den Namen Max führte, wird anfangs wegen seines Fleißes und seiner guten Kenntnisse gelobt, später läßt dies Lob nach und der junge Mann wird zuletzt, nachdem er Fähnrich geworden, am 31. Oktober 1750, als jeder Spur von Lernbegierde, Gehorsam und Elternliebe bar geschildert. Auch aus seinem Fähnrichstande mache er sich nichts. Wir werden ihm später nochmals begegnen.

Der andere regelmäßige Briefschreiber in dieser Periode ist Friedrich Groschuff. Am 5. November 1700 (1701?) in Danzig geboren, hatte er ursprünglich Theologie, dann in Königsberg und Leipzig Rechtswissenschaft studiert<sup>2)</sup>, aber unter Gottscheds Einfluß sich dem Studium der schönen Wissenschaften zugewendet. Auf Gottscheds Empfehlung hin wurde er 1748 Hofmeister bei den Söhnen des hessischen Kammerpräsidenten v. Borck. Dieser hatte ihm versprochen, ihm, wenn er bei seinen Söhnen entbehrlich würde, eine Stelle im hessischen Staatsdienste zu verschaffen. Aus welchem Grunde er sein Wort nicht hielt oder halten konnte, vermag ich nicht anzugeben; jedenfalls sah sich Groschuff genötigt, 1752<sup>3)</sup> abermals eine Hofmeisterstelle anzunehmen<sup>4)</sup>, und zwar bei zwei jungen Edelleuten aus der Reichsritterschaft des Kantons Rhön und Werra, einem Freiherrn von Thüngen und einem Freiherrn von der Tann. Er begleitete diese auf die Universität Marburg. Aber mit dem Studium der jungen Leute

<sup>1)</sup> Die junge Frau stammte aus Mengerlinghausen.

<sup>2)</sup> Er war Notarius publicus, machte davon aber keinen Gebrauch.

<sup>3)</sup> Nicht 1753, wie Strieder angibt.

<sup>4)</sup> Er bezog in dieser Stellung 300 Taler Gehalt, stand sich also, da er als Hofmeister doch jedenfalls auch freie Wohnung und Kost hatte, ebensogut als Reiffstein und besser als der jüngere Gottsched. (s. oben.)



war es nicht weit her. Der junge v. d. Tann mußte schon 1752, wie Groschuff schreibt, „von Marburg weggenommen werden“ und v. Thüngen wandte sich der Militärlaufbahn zu. Groschuff wurde dann kurze Zeit Hofmeister in Straßburg und schließlich Sekretär und Hofmeister der Kinder des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Barchfeld. 1760 wurde er als Hofmeister des Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein nach Eutin berufen, zeigte sich aber dieser Stelle so wenig gewachsen, daß er schon nach einem Vierteljahr mit dem Titel eines holsteinischen Justizrats und einem Geschenke von 400 Gulden entlassen wurde. Er privatisierte nun in Schleiz, wo er am 15. Dezember 1784 starb<sup>1)</sup>).

Wenn man die Briefe Groschuffs an Gottsched liest, so kann man sich des Gefühls des Mitleids nicht erwehren. Ein verfehltes Leben zeigt sich uns. Einmal in die trostlose Laufbahn des Hofmeisters getrieben, gelingt es ihm trotz aller Bemühungen nicht, sich daraus zu einer besseren Tätigkeit zu erheben. Als er einsieht, daß die Versprechungen Borcks sich nicht verwirklichen und er auf eine Stelle im hessischen Staatsdienst nicht zu rechnen hat, versucht er alle Mittel, sich aus der Tretmühle des Hofmeistertums frei zu machen. Alle die Verbindungen, die ihm seine literarische Tätigkeit verschafft hatte, sucht er auszunutzen — immer vergebens. Gottsched unterstützt seine Bestrebungen, sucht auch den immer hilfbereiten Feldmarschall v. Seckendorf für Groschuff zu interessieren — es bleibt ebenso vergeblich, als Gottscheds und Groschuffs Bemühungen, durch Lengnich<sup>2)</sup> und Mascov<sup>3)</sup> ein besseres Fortkommen für Groschuff zu finden.

Doch war Groschuff auf schriftstellerischem Gebiete mit ziemlichem Erfolge tätig und J. Franck bezeichnet seine Schriften<sup>4)</sup> als nicht verdienstlos. Über eine ganze Anzahl von diesen berichtet Groschuff in den an Gottsched gerichteten Briefen dieses Zeitraums, und wir sehen daraus, daß Gottsched ihn auch in seinen Studien und bei seinen Veröffentlichungen unterstützte. Reiffstein hatte

<sup>1)</sup> Allgem. Deutsche Biographie Bd. 9 S. 742. Strieder a. a. O. Bd. 5 S. 133.

<sup>2)</sup> Gottfried Lengnich, geb. 14. Dezember 1789 zu Danzig, gestorben daselbst 1774, Jurist und Historiker, Syndikus seiner Vaterstadt.

<sup>3)</sup> Johann Jakob Mascov, geb. 26. November 1689 in Danzig, gestorben 21. Mai 1761 als Professor der Rechte in Leipzig, Historiker und Staatsrechtslehrer. (Allgem. Deutsche Biogr. Bd. 20 S. 554.)

<sup>4)</sup> Allgem. Deutsche Biographie Bd. 9 S. 742.



schon 1746 Gottscheds Aufmerksamkeit auf Groschuff gelenkt und ihm einige seiner Arbeiten übersandt. Groschuff selbst schickte dann von Ende 1752 ab Proben seiner Horazübersetzung in Prosa, die ein Frankfurter Buchhändler in Verlag genommen hatte, aber deren Herausgabe von Jahr zu Jahr verzögerte; ferner eine „Abhandlung von der Deutschen Sprache“, verschiedene etymologische Studien, Proben seiner neuen Ausgabe von J. Wilh. Laurembergs „Scherzgedichten“, die 1750 in Buchform erschien, seine in Gottscheds „Neuem Büchersaal“ 1753, S. 362, abgedruckte „Muthmaßliche Herleitung der Redensart »den Korb bekommen«“ u. A. Seine 1750 erschienene „Abhandlung von der Händesprache“ unterbreitete er ebenfalls Gottscheds Urteil, das recht günstig ausgefallen zu sein scheint<sup>1)</sup>. Er arbeitete damals an seinem Glossarium der Deutschen Sprache: „Origines etymologico-historicae in usum linguae germanicae“, von dem er mehrfach berichtet; auch eine Neuherausgabe des Reineke Fuchs beabsichtigte er. Gottsched vermittelte seinen Eintritt in die Königsberger Deutsche Gesellschaft, benutzte ihn auch zu gelegentlichen Besorgungen; so ließ er sich von Groschuff eine Übersicht der Geborenen und Gestorbenen in Kassel anfertigen und zusenden, zu welchem Zwecke ist aus dem Briefwechsel nicht zu ersehen. Eine Abhandlung Groschuffs über die Entstehung des Wortes „Schmeicheln“ (er schreibt „Schmäucheln“) liegt der Briefsammlung bei und gibt Zeugnis davon, daß Groschuffs etymologische Forschungen vor der heutigen Kritik wohl sehr übel bestehen würden.

Außer von diesen seinen Arbeiten spricht Groschuff in seinen Briefen fast nur von seinem Hofmeisterelend und von seinen Versuchen, sich ihm zu entwinden. Sonst erwähnt er nur einmal, daß er auch für die Kasseler Zeitung schreibe, daß Schuch in Kassel spiele, aber mit Uhlich in Zwist geraten sei, der ihn mit seiner Frau verlassen wolle. Über den Fähnrich Gottsched berichtet er einmal recht günstig. Zwei seiner Briefe stammen aus der kurzen Spanne Zeit, in der er sich mit den beiden jungen Frei-

<sup>1)</sup> Groschuffs „Kurze Abhandlung von der Händesprache, in so weit deren Merkmale bey den alten Schriftstellern sich äußern, mit deren eigenen Beweisthümern bestätigt“ erschien 1750 in Kassel bei Johann Bertram Cramer. Sie behandelt die Bewegung der Hände zur Unterstützung der mündlichen Rede, symbolische Darstellungen, die mit den Händen vorgenommen werden, und Redensarten, die sich darauf beziehen.



herrn in Marburg aufhielt. In dem ersten, vom 5. März 1752 datierten erzählt er, daß die Professoren Estor, Kahle und Hombergk<sup>1)</sup> die meisten Zuhörer, Professor Geiger nur wenige habe; im zweiten berichtet er unterm 29. Juli 1752 über den Einzug Landgraf Wilhelm VIII. bei seiner ersten Anwesenheit in Marburg.

Auffallend ist es, daß Groschuff seinen Brodherrn, den Kammerpräsidenten v. Borck<sup>2)</sup>, Gottsched gegenüber niemals erwähnt, obwohl dieser doch ein Anhänger Gottscheds gewesen zu sein scheint. Denn Reiffstein schlug ihn, wie bereits oben erwähnt, als Ehrenmitglied für die Königsberger Deutsche Gesellschaft vor, und nach einem Schreiben desselben vom 16. Januar 1752 beabsichtigte er, Gottsched in Leipzig zu besuchen<sup>3)</sup>, allerdings in erster Linie, um durch Gottscheds Vermittelung Bilder und Kupferstiche anzukaufen oder einzutauschen. Gottsched war ihm in dieser Beziehung auch behilflich, wofür v. Borck am 2. Juli 1752 dankte. Reiffstein erwähnt mehreremale, daß v. Borck durch seinen großen Einfluß Gottscheds Bruder sehr nützen könne. Um so mehr muß es befremden, daß es ihm nicht gelang, sein Versprechen wahr zu machen und Groschuff im hessischen Staatsdienst unterzubringen. Groschuff mag wohl für eine solche Verwendung nicht tauglich gewesen sein.

Von anderen Kasseler höheren Beamten sind in dieser Periode zwei in der Briefsammlung vertreten. Der eine ist der Hofmarschall von Lindau, der unterm 3. März 1750 für die Ernennung zum Ehrenmitgliede der Königs-

<sup>1)</sup> Emil Ludwig von Hombergk zu Vach, geb. 15. März 1720 in Marburg, gest. 12. Juli 1783 als Professor der Rechte daselbst. (Strieder a. a. O. Bd. 6 S. 148.)

<sup>2)</sup> Friedrich Wilhelm von Borck, geb. 1692, war preußischer Kammerpräsident in Minden, dann Staatsminister, fiel bei König Friedrich Wilhelm I. in Ungnade und trat deshalb 1739 in hessische Dienste als Staatsminister und Kammerpräsident, kehrte 1754 als Staatsminister nach Preußen zurück, wo er 1756 bis 1759 dem Generalfeldkriegsdirektorium angehörte und die Finanzen des okkupierten Königreichs Sachsen verwaltete. Er fiel dann auch bei Friedrich II. in Ungnade, nahm 1764 seinen Abschied und zog sich auf sein Gut Hueth im Clevischen zurück, wo er 26. September 1769 starb. v. Lehdorff behauptet, er habe sich in Sachsen stark bereichert, spricht aber sonst nur günstig von ihm, was bei Lehdorffs sonstigen scharfen Urteilen über seine Zeitgenossen immerhin für v. Borck einnimmt. (Strieder a. a. O. Bd. I S. 503, Bd. II S. 536. Schmidt-Lötzen, 30 Jahre am Hofe Friedrich des Großen (Tagebücher des Kammerherrn Reichsgrafen Lehdorff) Nachträge, Bd. I S. 49, 197, 230 und öfter.)

<sup>3)</sup> Der Besuch fand dann aus zufälligen Gründen doch nicht statt.



berger Deutschen Gesellschaft dankte und unterm 14. Oktober 1751 in einem kanzleimäßig hergestellten, von ihm nur unterzeichneten Schreiben anzeigte, daß er das ihm übergebene Schönaich'sche Heldengedicht „Hermann“ dem Landgrafen Wilhelm VIII. überreicht und daß das Gedicht dessen Beifall gefunden habe. Der andere Briefschreiber ist der Geheimsekretär des Landgrafen, Regierungsrat Hein<sup>1)</sup>. Dieser ersuchte unterm 19. Juni 1750 Gottsched, den Professor Geiger, der durch Gottscheds und Seckendorfs Vermittelung eine Professur in Marburg erhielt, zur baldigen Vorstellung bei dem Statthalter zu veranlassen, und unterm 19. Oktober 1751 legte er einem Briefe des Sekretärs Gottsched einen Zettel bei, durch den er eine vom Landgrafen als Gegengeschenk für die Überreichung des „Hermann“ dem Leipziger Gottsched gewidmete goldene Medaille übersendete<sup>2)</sup>.

Die Überreichung des Schönaich'schen „Hermann“, der von Gottsched, dem Herausgeber, dem Landgrafen gewidmet und mit einem sehr gesalbten Vorworte versehen war, das den Landgrafen und sein Geschlecht verherrlichte und in dem auch eine bei Ramillies vorgekommene unbedeutende Verwundung des Landgrafen geschickt und mit einiger Übertreibung angebracht war, sowie die Gegengabe des Landgrafen betreffen auch die beiden einzigen erhaltenen Briefe des jüngeren Gottsched aus dieser Zeit. Gottsched hatte drei Exemplare des „Hermann“ an seinen Bruder gesandt, zwei eingebunden, davon eins für den Landgrafen und eins je nach Wahl des Bruders für den Erbprinzen Friedrich oder den Prinzen Maximilian, und ein ungebundenes für den Bruder selbst. Dieser aber ließ das erste durch von Lindau dem Landgrafen überreichen, das zweite bestimmte er für den gerade in Arolsen abwesenden Erbprinzen und das ungebundene überreichte er seinem Herrn, dem Prinzen Maximilian, indem er be-

<sup>1)</sup> Levin Georg Friedrich Hein, geb. 1716, starb in Hanau 1763, hessischer Regierungsrat, seit 1746 Geheimer Sekretarius. Er war der Verfasser der Assekurationsakte. (Strieder a. a. O. Bd. 5 S. 408.)

<sup>2)</sup> Es war jedenfalls die bei Hoffmeister, Historisch-kritische Beschreibung aller hessischen Münzen, Bd. 1 S. 532 unter Nr. 2273 aufgeführte Medaille. Sie zeigte auf der Vorderseite das Brustbild des Landgrafen Wilhelm VIII. mit dessen Titel als Umschrift und auf der Rückseite einen mit dem hessischen Löwen gezierten Obelisk auf einem Felsen im wogenden Meer mit der Umschrift RECTUS ET IMMOTUS. Sie war von dem schwedischen Medailleur Daniel Fehrmann geschnitten, wurde besonders zu Gnadengeschenken verwendet und hatte einen Wert von 40 Dukaten (etwa 380 *M.*).



hauptete, der Einband sei in Leipzig bis zum Abgang der Post nicht fertig geworden. Der Zweck der Geschenke war, die Aufmerksamkeit des Landgrafen und des Erbprinzen auf den Sekretär Gottsched zu lenken und diesem eine Ratsstelle im hessischen Staatsdienste zu verschaffen. v. Lindau wußte dies auch durchblicken zu lassen und der Landgraf gab eine günstige Antwort. Der Sekretär Gottsched, der sich für das dem Prinzen Maximilian überreichte Exemplar des „Hermann“ ein anderes ausbat, urteilte über dieses Heldengedicht: „Von dem Gedicht werde ich, und wenn ich es auch ganz werde gelesen haben, schwerlich recht urteilen können. Denn ich sehe die ganze Kunst davon nicht ein. Es muß aber sonder Zweifel alle guten Eigenschaften haben, weil der Herr Bruder einer ganzen Nation damit Trotz zu bieten gedenket. Mich verlanget sehr, was in denen gelehrten Göttinger Zeitungen vor eine Recension davon erscheinen wird“.

#### 1753—1756.

In den letzten 4 Jahren, aus denen die Briefsammlung uns über den Schriftverkehr Gottscheds Auskunft gibt, stand dessen Ansehen in Kassel am höchsten. Außer den älteren Anhängern Gottscheds, Reiffstein und Groschuff und dem Bruder Joh. Heinr. Gottsched, senden jetzt auch Arckenholtz und Casparson regelmäßig Briefe und neben ihnen finden wir Schreiben von Engelhard, Schminke, Stegmann und anderen. Die Gründe dafür lassen sich leicht erkennen. Gottsched hatte mit seiner Frau die schon früher geplante Reise nach Kassel im Jahre 1753 zur Ausführung gebracht. Am 10. Juli dieses Jahres trafen beide in Kassel ein und blieben dort bis zum 28. Juli, an welchem Tage sie über Göttingen und Hannover weiterreisten<sup>1)</sup>. Es liegt nahe anzunehmen, daß in diesen 17 Tagen des Kasseler Aufenthalts der jüngere Gottsched Gelegenheit genommen hat, seinen Bruder und seine Schwägerin mit allen den Kasseler Personen bekannt zu machen, bei denen er eine freundliche Stellungnahme für den Leipziger Gelehrten, der den Höhepunkt seines Ruhms überschritten hatte und nun mit Standhaftigkeit, aber ohne Erfolg, für die Erhaltung seiner achtunggebietenden Stellung kämpfte, erwarten konnte. Daß er dabei von Reiff-

<sup>1)</sup> Briefe der Frau Louise Adelgunde Victoria Gottsched, geborne Kulmus. Dresden, Harpenter, 1771/72, Bd. 2 S. 125 ff.



stein und Groschuff, den unbedingten Gefolgsmännern, lebhaft unterstützt wurde, ist ebenso selbstverständlich. Es mag denn auch die persönliche Liebenswürdigkeit Gottscheds, an der er es bei solchen Gelegenheiten niemals fehlen ließ, und noch mehr diejenige seiner Frau mitgewirkt haben, den Kreis der Kasseler Anhänger Gottscheds nicht nur zu vermehren, sondern auch fester zusammenzuschließen.

Eine der ersten Folgen des Kasseler Aufenthalts war die Aufnahme Engelhards, Schminkes und Casparsons als Ehrenmitglieder der am 5. Juli 1752 von Gottsched gestifteten Leipziger Gesellschaft der freien Künste. Sie erfolgte schon im Herbst 1753, aber die Ausfertigung und Übersendung der Diplome zog sich hin bis zum Mai 1754, in welchem Monate die drei neuen Mitglieder ihren Dank aussprechen. Diese schritten nun bald dazu, als Tochtergesellschaft der Leipziger Zusammenkünfte zu halten. Gottsched selbst hatte sie dazu aufgefordert. Die erste Versammlung fand im Januar 1754 in der Wohnung des jüngeren Gottsched statt, der, dank der Fürsprache seines Bruders, im August 1753 als Stellerrat in den hessischen Staatsdienst übernommen war. Auch Groschuff war Mitglied der Leipziger Gesellschaft geworden, ohne daß er dessen in seinen Briefen erwähnt. Er wurde also auch zu diesen Versammlungen herangezogen, an denen weitere Gleichgesinnte auf Einladung teilnahmen. Es waren das namentlich der Professor Stegmann, der im Frühjahr 1754 von Rinteln nach Kassel versetzt war und im September 1754 ebenfalls Ehrenmitglied der Leipziger Gesellschaft wurde, und Arckenholtz, der zwar von dem Stellerrat Gottsched als Ehrenmitglied vorgeschlagen wurde, von dessen Ernennung aber Reiffstein abriet, da Arckenholtz wohl darauf keinen Wert lege. Später trat dann noch der ebenfalls von Rinteln nach Kassel versetzte Regierungsrat Hille hinzu, der im November 1755 Ehrenmitglied der Leipziger Gesellschaft geworden war. Die Kasseler Mitglieder waren nun eifrig bestrebt, auch anderwärts in Hessen Gottsched Anhänger zu verschaffen, indem sie ihnen geeignet scheinende Personen für die Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft der freien Künste vorschlugen. Infolgedessen wurde im Februar 1755 der Professor Haas in Marburg und im November 1755 der Professor Schröder in Rinteln hierzu ernannt. Der Vorschlag, die Professoren Piderit und Coing in Marburg dieser Ehre zu würdigen,



scheint erfolglos geblieben zu sein, wenigstens gibt die Briefsammlung über ihre Aufnahme keine Auskunft.

Wie bereits erwähnt, hatten die Kasseler Mitglieder sich förmlich als Tochtergesellschaft der Leipziger Gesellschaft organisiert; sie hatten einen Schriftführer in der Person Reiffsteins, sie besaßen eine Kasse, aus der sie z. B. die Portokosten der ihnen von Gottsched zugesandten Schriften bezahlten, und eine Bibliothek, die allerdings wohl nur aus diesen Schriften bestand. Die Zusammenkünfte, über die der Steuerrat und der Pagenhofmeister ziemlich ausführlich berichten, fanden abwechselnd in den Wohnungen der einzelnen Mitglieder statt. Jedes Mitglied trug dort seine neuesten schriftstellerischen Versuche vor, die von der Gesamtheit kritisiert wurden; Briefe Gottscheds wurden verlesen und in sämtlichen Zusammenkünften dem Leipziger Protektor in oft recht überschwänglicher Weise gehuldigt. Vor allem geschah das in der an Gottscheds Geburtstag, dem 2. Februar, regelmäßig abgehaltenen Versammlung. Die vorgetragenen Arbeiten wurden dann vielfach Gottsched mit der Aufforderung übersandt, sie in seinen Zeitschriften zu veröffentlichen, was verschiedentlich geschehen ist. Die genauen Berichte Gottscheds und Reiffsteins machen es möglich, über die meisten der Versammlungen in den Jahren 1754 bis 1756 ausführlich zu berichten. Es mag aber genügen, den Hergang in einer dieser Versammlungen zu schildern, da sie sich alle gleichen. Ich wähle diejenige vom 2. Februar 1755, der auch Arckenholtz und der Pfarrer Clemen von der Kasseler lutherischen Gemeinde beiwohnten. Zunächst statteten sich die Anwesenden gegenseitig „aufrichtige Wünsche für die Verlängerung des den schönen Wissenschaften und freien Künsten so ersprißlichen Lebens des Stifters der Gesellschaft, ihres gemeinschaftlichen teuren Gönners, unter einander ab“. Sodann verlas Casparson ein von ihm verfaßtes Gedicht zu Ehren Gottscheds, das diesem nachher durch Reiffstein übersandt wurde<sup>1)</sup>, und hierauf Schminke eine historische, nicht näher bezeichnete Abhandlung. Ihm folgte Stegmann mit einer Untersuchung, „ob der Geburts- oder Sterbetag der beste sei“, und schließlich trug Reiffstein seine „Gedanken zur Aufnahme der Zeichenkunst“ vor. Nach jeder Vorlesung fand eine Besprechung und Begutachtung der vorgetragenen Arbeit

<sup>1)</sup> Ein aus gleichem Anlaß am 2. Februar 1756 vorgetragenes Gedicht Casparsons siehe im Anhang II.



statt. Der Rest des Abends war der Geselligkeit gewidmet, wobei der Verehrung für Gottsched noch kräftig Ausdruck gegeben wurde.

Neben diesen Vorträgen lieferte der Verein aber auch eine tüchtige Arbeit, die noch heute Wert besitzt, und begutachtete eine andere, die in veränderter Form noch heute von Zeit zu Zeit erscheint. Das erste ist der „Versuch einer genauen und umständlichen Beschreibung der Hochfürstlich-Hessischen Residenz- und Hauptstadt Cassel“<sup>1)</sup>, die gewöhnlich unter dem Namen Joh. Christoph Schminkes als des Verfassers zitiert wird. Wie aber Schminke selbst in der Vorrede des Buchs angibt und auch die Briefe Reiffsteins, Gottscheds und Groschuffs ersehen lassen, hat Schminke nur die Herausgabe besorgt. Der ursprüngliche Verfasser war Groschuff. Dieser, der anfangs 1713 damit begonnen hatte, war aber wohl einer solchen Aufgabe nicht gewachsen. Reiffstein schreibt unterm 20. Januar 1754<sup>2)</sup>: „Groschuff sammlet zwar als eine fleißige Biene allerley Stoff zu einer recht honigsüßen Beschreibung von Caßell, allein ich fürchte fast, daß er mit aller seiner Arbeit kaum einen Thorner oder Dantziger Pfefferkuchen zur Welt bringen werde, der bey aller seiner innerlichen Güte viele ungestaltete und unförmliche Bildungen aufweist“. Im Juni 1754 sollte Groschuff seinen Entwurf dem Ministerium zur Genehmigung vorlegen und begann deshalb eine Reinschrift davon herzustellen. Ehe diese fertig wurde, trat er in die Dienste des Landgrafen von Hessen-Philippsthal-Barchfeld und verließ Kassel. Nunmehr beschlossen im April 1755 die Kasseler Mitglieder der Leipziger Gesellschaft der freien Künste, das Buch zu überarbeiten und herauszugeben. Groschuff war damit zunächst nicht einverstanden. Er beschwerte sich darüber bei Gottsched, auf dessen Anfrage Reiffstein unterm 24. Juni 1756 antwortete:

„Herr Groschuff hat zu viel Liebe für sich und für seine Arbeit, daß er uns bei Ew. Magnificentz und bei Herrn Raht Arckenholtz verklaget. Man könnte ihn nicht beßer bestrafen, als wenn man sich erkühnet, Ew. Magnificentz einmahl ein paar Bogen von seiner Arbeit zuzuschicken, Sie würden aus dem Wuste, den er zusammengestoppelt hat, sehr leicht die Nothwendigkeit ersehen, ein gantz anderes Werck, als das seinige ist, von Caßell herauszugeben. Man ist also gezwungen, es gewißermaßen zu unterdrücken, aber ja nicht aus Neid oder an-

<sup>1)</sup> Kassel, bei Henrich Schmiedt, 1767.

<sup>2)</sup> Datiert vom 20. Januar 1753. Das richtige Datum ergibt sich aus der Stelle des Briefes in der Briefsammlung.



deren bösen Absichten, sondern aus Liebe für ihn, aus Achtung für Caßell und aus Ehrerbietung für das Publicum.“

Schminke übernahm die Überarbeitung des historischen Teils, Reiffstein des übrigen, Stegmann steuerte die Beschreibung der mathematischen und physikalischen Sammlung des Kunsthauses bei. Von dem Landgrafen wurde dann der Regierungsrat Hundeshagen mit der Herausgabe beauftragt. Durch die Kriegereignisse mag diese verzögert worden sein, da sie erst im Jahre 1767 erfolgte, nachdem Landgraf Friedrich II. die Bearbeitung seit 1766 wieder in Schminkes Hände gelegt und schließlich zur Veröffentlichung seine Genehmigung erteilt hatte<sup>1)</sup>.

Die Arbeit, die die Mitglieder der Leipziger Gesellschaft begutachteten, war der „Hochfürstlich Hessen-Casselsche Staats- und Adreß-Calender“. Am 1. Januar 1756<sup>2)</sup> teilte Steuerrat Gottsched seinem Bruder mit, er habe in müßigen Stunden einen Entwurf zu einem Hessischen Schematismo oder Staatskalender, den er einen Staatsgrundriß nenne, gemacht. Er hoffe mit der Herausgabe, wenn diese gestattet werde, seine Einnahme zu verbessern, die, obwohl er Ratsbesoldung beziehe, geringer sei als seine Einnahme als Sekretär des Prinzen Maximilian. Das Unternehmen fand die Billigung der Kasseler Gottschedianer, die in ihren Zusammenkünften den Entwurf durchgingen. Bis zur Drucklegung des ersten Bandes dieses Schematismus, der als „Königlich Preußischer Staatsdienst-Kalender für den Regierungsbezirk Cassel“ zuletzt im Jahre 1911 erschien, sollte aber noch längere Zeit vergehen. Der siebenjährige Krieg ließ das Unternehmen nicht zur Ausführung kommen, und erst 1764 erschien der Staatskalender zum ersten Male. Gottsched hat ihn dann bis zu seinem am 10. Juli 1771 erfolgten Tode redigiert<sup>3)</sup>.

Über diese Zusammenkünfte der Kasseler Anhänger Gottscheds berichten Reiffstein und Steuerrat Gottsched, wie auch die anderen Beteiligten in ihren Briefen. Betrachten wir den übrigen Inhalt dieser Schreiben, so finden wir in denen Reiffsteins wieder Meldungen über allerlei Besorgungen, die dieser für Gottsched übernahm. Bei einem jungen Kasseler Graveur Schepp ließ er ein Petschaft für das Siegel der Leipziger Gesellschaft der freien

<sup>1)</sup> Strieder a. a. O. Bd. 6 S. 240, Bd. 13 S. 150.

<sup>2)</sup> Nach der Stelle des Briefs in der Sammlung. Datiert ist er vom 20. Januar 1753.

<sup>3)</sup> Von da ab übernahm Casparson die Redaktion.



Künste stechen. Ein Berg mit Lorbeerbäumen war darauf dargestellt, an dessen Fuß die Musen an der Hippokrene standen, auf sie fielen Sonnenstrahlen, die Wolken durchbrachen. Das ganze Kunstwerk lieferte Schepp für 15 Taler, in der Hoffnung, durch Gottsched weiter empfohlen zu werden. Auch einen Hohlspiegel sollte Reiffstein Gottsched schicken, der erfahren hatte, daß solche in Kassel verkauft würden. Der Verkäufer war aber ein wandernder Händler aus Köln, namens Reuter, gewesen, der bereits weitergezogen war, so daß Reiffstein den Auftrag nicht ausführen konnte. Dagegen verschaffte er sich Melonenkerne zum Anpflanzen aus der landgräflichen Gärtnerei und schickte sie seinem Gönner, kaufte Münzen und Bücher für ihn, ließ eine Zeichnung des Karlsbergs für ihn anfertigen. Gottsched erwies sich dankbar durch Übersendung seiner Schriften und einmal eines „Rauchfaßes“.

Im Jahre 1754 beabsichtigte Gottsched sein Bild durch den berühmten Kupferstecher Will<sup>1)</sup> in Paris stechen zu lassen. Reiffstein sollte dazu die Zeichnung liefern. Es wurde darüber ein ziemlich weitläufiger Briefwechsel gepflogen, schließlich scheint aber die Sache aufgegeben worden zu sein. Von seinen künstlerischen Bestrebungen berichtet Reiffstein auch in dieser Zeit häufiger, namentlich über seine Versuche mit Wachsmalerei. 1756 trat er durch Herz<sup>2)</sup> in Verbindung mit der Kaiserlichen Akademie in Augsburg, die eine Zeitschrift über Kunstangelegenheiten herausgeben wollte. Reiffstein unterstützte sie in Verbindung mit Gottsched durch seinen Rat und durch Lieferung von Beiträgen, sowohl Zeichnungen als Aufsätzen. Er wurde zum Mitglied der Gesellschaft ernannt und warb nun wieder für diese den Maler Tischbein<sup>3)</sup>, den schon erwähnten Architekten Füncke und den Kupferstecher Mayr<sup>4)</sup>. Für die Kasseler Gottschedianer übernahm es Reiffstein, von Leipzig, durch Gottscheds Vermittelung,

<sup>1)</sup> Johann Georg Will (Wille), geb. 5. November 1715 in der Obermühle im Bibertal bei Gießen, gest. 5. April 1808 in Paris. (Allgem. Deutsche Biogr. Bd. 43 S. 257.)

<sup>2)</sup> Johann Daniel Herz, Kupferstecher und Direktor der Kaiserl. Akademie in Augsburg, geb. 1693. Sein Todesjahr wird bei Nagler a. a. O. Bd. 6 S. 139 mit 1754 angegeben, was nach den Briefen Reiffsteins nicht richtig sein kann.

<sup>3)</sup> Jedenfalls Johann Heinrich Tischbein, geb. in Haina 3. Oktober 1722, gest. in Kassel 29. August 1789. (Allgem. Deutsche Biogr. Bd. 38 S. 362.)

<sup>4)</sup> Johann Friedrich von Mayr, Kupferstecher in Kassel, ging 1789 nach Nürnberg, starb um 1809. (Nagler a. a. O. Bd. 8 S. 496.)



Bücher kommen zu lassen, namentlich für Arckenholtz, der sich erkenntlich zeigte durch Überlassung von Briefen Christian Wolffs, die Gottsched bei seiner Biographie Wolffs verwerten wollte. In dem Streite Gottscheds mit den Göttingern nahm Reiffstein natürlich für ersteren Partei und beglückwünschte Gottsched auch am 8. September 1755 zur Vereinigung seiner Gesellschaft mit den Zittauern und Zwickauern. Ein nassau-diezischer Leutnant Philippi hatte ihm Gedichte zugesandt, die er am 8. August 1755 an Gottsched zur Beurteilung schickte, nachdem sie die Billigung des Kasseler Kreises gefunden hatten.

Groschuff ist in dieser Periode mit einer geringeren Anzahl Briefe vertreten, als in der vorigen. Er berichtete über die Anfänge seiner Beschreibung der Stadt Kassel, der er gern Gottscheds Ode auf die Kleinode Hessenlands<sup>1)</sup> beifügen wollte; ferner plante er eine Juvenalübersetzung, sowie eine Übersetzung von de Lignons „Histoire de l'Idolatrie payenne“ und des Abbé Pirards „Synonymes français“ und begann eine Abhandlung über die Fingersprache, wobei er nach einem Schreiben vom 27. Dezember 1753 namentlich auf deutsche Rechtsaltertümer eingehen wollte. Nachdem ihn sein Philippsthaler Dienst nach Tournay<sup>2)</sup> geführt hatte, meldete er Gottsched, daß sich dort „von der ehemaligen Gerechtsame und den Ansprüchen des Herrn Landgrafen von Hessen auf Brabant wenig Spuren“ vorfänden. Der vorerwähnte Leutnant Philippi stand auch ihm nahe und er war über die gute Aufnahme, die dessen Gedichte bei Gottsched fanden, sehr erfreut. Diesem sandte er auch zur Beurteilung von Barchfeld aus „Buchische Gedichte“ eines „gelehrten Kavaliere an einem vornehmen fürstlichen Hofe“, wohl dem Fulder, die aber vor Gottscheds Augen keine Gnade fanden.

Der Steuerrat Gottsched berichtete natürlich in erster Linie über seine persönlichen und seine Familienverhältnisse. Der Prinz Maximilian von Hessen war am 8. Mai 1753 gestorben. Es galt nun, eine andere Unterkunft für Gottsched, seinen Sekretär, zu finden. Nicht ohne diese Absicht wird der Leipziger Bruder und seine Frau ihre Reise nach Kassel unternommen haben. Einflußreiche Personen befanden sich ja unter den nächsten Anhängern Gottscheds in Kassel nicht, wohl aber in den

<sup>1)</sup> Hessens Kleinode in einer Ode besungen von G. Cassel, bey Johann Eckhard Hütern, Fürstl. Hessischen Hofbuchdruckern. 1753.

<sup>2)</sup> Der Landgraf stand in holländischen Militärdiensten.



diesen nahestehenden Kreisen, und so konnte es nicht schwer halten, den Übertritt des prinzlichen Privatsekretärs in den landgräflichen Staatsdienst herbeizuführen, der, wie bereits erwähnt, am 18. August 1753 stattfand. Der neue Steuerrat wurde der Steuerrektifikationskommission zugewiesen. Unterm 24. dess. Mon. berichtet er eingehend über die Vorgänge seiner Diensteführung und spricht seinem Bruder seinen herzlichen Dank für seine Unterstützung aus.

Neben diesem erfreulichen Ereignis traf den Steuerrat aber ein schwerer Schlag, über den er in einer ausführlichen „Relation“ vom 27. Januar 1754 berichtet. Wie ich bereits oben erwähnte, war sein Sohn erster Ehe Fähnrich geworden, und zwar in dem österreichischen Infanterieregiment des Prinzen Maximilian von Hessen. In diesem Regimente standen verschiedene Hessen als Offiziere. Der Steuerrat erwähnt den Hauptmann de Clement, die Oberleutnants v. Zersen und v. Ende und den Regimentsfeldscheer Reymann. Als der erwähnte v. Ende, der dem reformierten Bekenntnisse angehörte, 1750 seine Eltern in Kassel besuchte und bei seiner Rückkehr zum Regiment einen anderen aus Kassel stammenden Fähnrich mitnahm, vertraute auch Gottsched ihm seinen Sohn an. v. Ende täuschte aber das in ihn gesetzte Vertrauen. Als er wenige Jahre nachher zum katholischen Bekenntnis übertrat, veranlaßte er auch den ihm anvertrauten, 1753 zum Unterleutnant beförderten Max Gottsched dazu. Dessen Vater erfuhr hiervon zuerst durch einen Brief des Regimentsfeldscheers Reymann aus Pilgram in Böhmen vom 12. November 1753, an den er sich gewendet hatte, um Nachrichten über seinen Sohn zu erhalten, der seit langer Zeit nichts hatte von sich hören lassen. Den Vater, der ein strenger Lutheraner und Mitglied des Kirchenvorstands der Kasseler lutherischen Gemeinde war, traf diese Nachricht sehr hart. Er bat den Hauptmann de Clement um ihre Bestätigung, die nicht ausblieb. Nun veranlaßte er den Kasseler Pfarrer Clemen, der den jungen Gottsched konfirmiert hatte, an diesen zu schreiben, was erfolglos blieb. Max Gottsched ließ überhaupt nichts mehr von sich hören und der Vater sagte sich gänzlich von ihm los. Aus den Briefen des Steuerrats läßt sich deutlich erkennen, daß auch dem Professor, in dessen Hause der junge Gottsched als Kind längere Zeit gelebt hatte, der Übertritt des Neffen sehr nahe ging. Der junge Gottsched



schrieb nach langer Zeit dann noch einen demütigen Brief an seinen Vater, beharrte aber in seinem neuen Bekenntnis, so daß der Vater sich ihm nicht wieder zuwandte.

Der Übertritt des jungen Gottsched brachte dessen Vater auch eine sehr weltliche Sorge. Der Kanzler Pfaff in Tübingen<sup>1)</sup>, der mit dem Steuerrat verwandt oder verschwägert war (vielleicht durch dessen erste Ehefrau), hatte versprochen, dem Fähnrich Gottsched einen Teil seines sehr bedeutenden Vermögens testamentarisch zuzuwenden. Der Steuerrat fürchtete nun, daß der Abfall seines Sohnes von dem evangelischen Bekenntnis den Kanzler, der damals bereits 67 Jahr alt war und auf den ein Verwandter, der Ehemann einer Nichte, großen Einfluß ausübte, dazu veranlassen werde, sein Versprechen nicht einzuhalten. Er bediente sich der Vermittelung des Kasseler Kammerpräsidenten von Frankenberg und dessen Veters, des württembergischen Geheimenrats und Oberhofmeisters der Ritterakademie v. Frankenberg in Tübingen und durch den Leipziger Gottsched der Fürsprache des stets dienstwilligen Feldmarschalls von Seckendorf, um bei Pfaff für sich oder seine Tochter Karoline Stimmung zu machen, aber zunächst vergebens. Als nun gar Pfaff von Tübingen abreiste, ohne daß man in Kassel zunächst wußte, wohin er sich gewendet hatte, war der Steuerrat völlig ratlos. Ein dann von Gießen, wo Pfaff Kanzler geworden war, eingegangenes freundliches Schreiben machte ihm wieder Hoffnung. Wie die Sache schließlich ausgegangen, ist nicht zu ersehen.

Den Streit Gottscheds mit den Göttingern erwähnt der Steuerrat in seinen Briefen verschiedentlich, natürlich ganz im Sinne Gottscheds, dessen Entgegnung auf die Göttinger Angriffe der Bruder als vollständigen Sieg ansah. Er war sehr stolz, als im Frühjahr 1755 Gesner ihn durch seinen Schwiegersohn, den Kasseler Hofrat Huber, bitten ließ, Gottsched zu ersuchen, „ihn dasjenige doch nicht in seinen Streitschriften entgelten zu lassen, woran er gar keinen Anteil habe. Er hoffe, daß Gottsched von seiner guten Gesinnung überzeugt sei, und bäte daher, verschont zu bleiben“. Der Steuerrat bat um Anweisung zu einer friedlichen Antwort; eine solche blieb aber aus.

---

<sup>1)</sup> Christoph Matthäus Pfaff, hervorragender protestantischer Theologe, Kanzler der Universität Tübingen, später der Universität Gießen, geb. 25. Dezember 1686 zu Stuttgart, gest. 19. November 1760 zu Gießen. (Allgem. Deutsche Biogr. Bd. 25 S. 587.)



Mit einem Auftrage seines Bruders hatte der Steuerrat entschiedenes Mißgeschick. Gottsched hatte ihm seine Biographie Wolffs mit der Bitte zugesandt, sie dem Landgrafen Wilhelm VIII. zu überreichen. Auf seine Bitte um eine Audienz wurde dem Steuerrat eine solche auch zugesagt, der Landgraf ließ ihn aber am 23. April 1755 drei Stunden im Vorzimmer vergeblich warten, wo ihm die dort anwesenden Minister und Hofherren ihre Ansicht, daß Wolff durch seinen Abgang von Marburg an dem Landgrafen undankbar gehandelt habe, nicht vorenthielten. Schließlich ließ ihm der Landgraf durch den Kammerrat Blümque das Buch abnehmen und ihn nach zwei Tagen wiederbestellen. Als er dann wieder erschien, ging es ihm nicht besser und endlich beim dritten Versuch teilte ihm nach stundenlangem Antichambrieren Blümque im Auftrage des Landgrafen mit: „Se. Durchlaucht ließen sich gegen den Herrn Professor nicht allein für das Buch, sondern besonders für dessen gutes Andenken sehr bedanken. Sie hätten zwar nicht Ursache, die Lobschrift des Wolffen zu lesen, allein das wüßten Sie auch, daß der Herr Professor an seinem hier bewiesenen Undanke nicht schuld wären; vielmehr dankten Sie für die bezeigte attention!“ Der Steuerrat suchte dem Bruder die Pille möglichst zu versüßen, ja er ging den Regierungsrat Hein, den er in seinem Briefe vom 6. August 1755 „unseren kleinen Vize-Brühl“ nennt, darum an, dem Professor eine Genugtuung von seiten des Landgrafen zu verschaffen. Hein erwiderte ihm aber kalt, er hätte seinem Bruder die ungnädige Antwort ja nicht mitzuteilen brauchen, die sich übrigens gegen Wolff, nicht gegen Gottsched richte. Letzterer sei beim Landgrafen nach wie vor gut angeschrieben; aber auf eine schriftliche Danksagung müsse er verzichten. Der Landgraf und sein Hof hätten gerade jetzt wichtigeres zu tun<sup>1)</sup>.

Auch ein Versuch Gottscheds, durch den Steuerrat einen lutherischen Pfarramtskandidaten Reichel als Pfarrer in Kassel anzubringen, nachdem der lutherische Pfarrer Plitt Professor in Rinteln geworden war, scheiterte daran, daß man in Hessen nur noch Landeskinder im Kirchendienst anstellte<sup>2)</sup>.

Das Lissabonner Erdbeben vom 1. November 1755

<sup>1)</sup> Bezieht sich wohl auf die durch den Übertritt des Erbprinzen Friedrich zum Katholizismus hervorgerufenen Verhältnisse.

<sup>2)</sup> Auch dies war wohl eine Folge des erwähnten Übertritts.



hatte schon zu einigen Bemerkungen zwischen den beiden Gottsched geführt, wobei der Steuerrat, wohl mehr scherzweise, die Befürchtung aussprach, daß aus dem Habichtswalde, in dessen Bergwerken es schon längere Zeit brenne, einmal ein Vulkan werden könne. Als nun aber am 18. Februar 1756 Kassel selbst von einem Erdbeben heimgesucht wurde, schickte er schon am folgenden Tage in großer Eile — alle sonstigen ausführlichen Kurialien ließ er weg — einen Bericht darüber nach Leipzig<sup>1)</sup>. Gottsched sprach darauf die Befürchtung aus, das Erdbeben könne der Bildsäule des Herkules geschadet haben, aber der Steuerrat beruhigte ihn.

Unterm 2. Januar 1755 berichtete letzterer über einen Vorfall in Marburg: „Die Universität Marburg lieget in den letzten Zügen, ein zwischen denen Soldaten und den Studenten vor 14 Tagen entstandener Tumult, bei welchem von denen Soldaten die Stürmung der berühmtesten Professoren-Häuser vorgenommen worden, hat zum Teil schon verursacht, daß die fremden Bursche ihren Abzug genommen. Dieses ist ein gewaltiger Stoß vor die hohe Schule“. —

Der Kasseler Aufenthalt Gottscheds hatte einen jungen Theologen mit ihm bekannt gemacht, Johann Wilhelm Christian Gustav Casparson<sup>2)</sup>, der damals als Hofmeister beim Staatsminister von Canstein wirkte. Gottscheds Anwesenheit hatte ihn zu einem Huldigungsgedicht veranlaßt; der für solche Anerkennungen sehr empfängliche Professor wandte ihm alsbald seine Gunst zu, machte ihn, wie schon erwähnt, zum Ehrenmitglied der Leipziger Gesellschaft der freien Künste und zum Mitarbeiter am „Neuesten aus der anmutigen Wissenschaft“. Auf das Ehrendiplom dankte Casparson wieder mit einer Ode. Am 26. Juni 1755 teilte er seinem Gönner mit, daß er ein großes Gedicht in Arbeit habe, betitelt: „Der christliche Philosoph auf dem Sterbebette“, das den Tod Christian Wolffs schildern sollte. Vorher hatte er schon ein Trauerspiel auf den Tod Gustav Adolfs geplant.

Im Kampfe Gottscheds mit seinen literarischen Fein-

<sup>1)</sup> Siehe Anhang III.

<sup>2)</sup> Geb. 7. September 1729 zu Gießen, wo er studierte, seit 1759 Lehrer der Geschichte und Literatur am Collegium Carolinum zu Kassel, 1777 Sekretär der „Kasseler Gesellschaft der Altertümer“, gestorben zu Kassel 3. September 1802. (Allgem. Deutsche Biographie Bd. 4 S. 57. Strieder a. a. O. Bd. 2 S. 127 und öfter. Hess. Jahrbuch 1854 S. 28.)



den stellte er seine Feder dem Gönner zur Verfügung. Am 28. März 1754 schrieb er anläßlich des auf der Post vorgekommenen Verlustes eines seiner Briefe:

„Außerdem wünsche, daß ein Klopstockianer möge meinen Brief gefunden haben, und durch mein wie wohl nur kleines Beispiel zu der Eurer Magnificenz schuldigen Dankbarkeit möge gereizt worden sein. Das undankbare Deutschland, die Musen tun ihm gar nicht unrecht, wenn sie es wieder mit Lohensteinischem Geschmacke strafen. Eure Magnificenz vergeben dem Eifer eines Jünglings, der es vor seine Ehre hält, dankbar zu sein, und der sich, sobald es seine Kräfte erlauben werden, auf eine außerordentliche Art öffentlich also bezeugen wird. Ich wiederhole die Bezeugungen der Hochachtung und Ehrfurcht, welche mein verlorener Brief enthalten, nicht mehr. Nur bitte ich Eure Magnificenz, mir den süßen und stolzen Vorzug zu lassen, daß in Kassel, wo viele, welche bisher vor ziemlich vernünftig gehalten, auch schon von der Klopstockischen Seuche angesteckt worden, niemand dieselben höher achte als ich. Denn in dieser Empfindung suche, wenn ich ja ein Dichter sein soll, meine Ehre.“

Die Dunciade gibt ihm Gelegenheit, am 22. Januar 1756 nach Leipzig zu schreiben:

„Eurer Magnificenz Ruhm ist festgegründet und selbst dero Feinde können niemals an das jetzt in denen schönen Wissenschaften vollkommene Deutschland denken, ohne sich eines großen Gottscheds zu erinnern. Da indessen der Dunciaden-Schmied die sämtlichen Verdienste, ja sogar den ganzen Charakter Eurer Magnificenz angegriffen, so müßte ihm etwas ganzes und auf gewisse Art vollständiges entgegengesetzt werden, wodurch auf gewisse Art den Sadducäern das Maul auf einmal gestopft würde. So wie ich glaube, daß die vielen Anspielungen, kleine Satyren und Zänkereien, die man gegen die Schweizer verwendet, dieses ohnedem unfeine Geschlecht noch gröber gemacht, ohne daß man sie gebessert hätte, so glaube ich, daß etwas, das die ganze Duncias nicht straffe, nicht so gar viel sagen, sondern nur das Feuer von neuem anblasen würde. Mein Freund (Reiffstein) glaubt also mit mir, daß man eine ganze vernünftige Gegenschrift abfassen müßte, die ein vor allemal unpartheyisch und entscheidend Eurer Magnificenz Bemühungen um Deutschland ihm vorhielte und die Grobheit des wahren Dunzen durch eine feine Satyre und lebhaft Beschreibung schilderte; so glaube ich, wäre er widerlegt und gestraft. Es kostet einige besonders gedruckte Bogen, Eurer Magnificenz kann man die Verfertigung derselben nicht zumuten. Wollen aber Dieselben zu meinen Kräften das Zutrauen haben, daß ich den Versuch machen darf, so will ich die Dunciade Stück vor Stück durchgehen und es widerlegen. Die Beweise sind offenbar, wollen mir aber Eure Magnificenz durch einen kurzen Riß von den Bemühungen die Sache erleichtern, so will ich hernach auch Salz und Pfeffer nicht sparen. Denn mit diesen Leuten muß man Deutsch reden. Die Nachwelt sieht doch, daß nicht alle Deutsche undankbar waren.“

Gottsched ging darauf ein und am 10. August 1756 meldet Casparson (schon von Göttingen aus), er sei mit der Antidunciade fertig bis auf die Beantwortung der Hauptfragen. Aber sein Feuereifer hielt nicht an. Ein Lobgedicht auf Landgraf Wilhelm VIII., von dem er unterm



5. August 1754 Gottsched eine Abschrift schickte, hatte des Fürsten Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Er gab dem jungen Dichter Gelegenheit zu seiner Fortbildung, indem er ihn 1755 auf die Universität Göttingen sandte, wo dieser Geschichte und Philosophie studierte. Nun machte ihn aber die Berührung mit den Göttingern abtrünnig und ein Gedicht aus seiner Feder ließ Gottsched ersehen, daß er wieder einen Gefolgsmann verloren hatte, der zum Verehrer Klopstocks geworden war.

Älter als die Bekanntschaft Gottscheds mit Casparson waren, wie wir wissen, seine Beziehungen zu Regnerus Engelhard, der sich in seinen Briefen als ein recht eitler Herr zeigt. Als er das Diplom der Leipziger Gesellschaft erhalten hatte, schrieb er unterm 3. Mai 1754 alsbald einen Dankbrief, wies aber in diesem darauf hin, daß er nicht Archivar, sondern Assessor mit Sitz und Stimme in der Generalkriegskommission „als dem obersten Kriegsgerichte“ sei, und als er wirklicher Kriegsrat bei dieser Behörde geworden war, teilte er dies unterm 9. Januar 1756 alsbald Gottsched mit.

Am 11. April 1754 sandte er diesem seine lateinische Abhandlung vom natürlichen Kriegsrecht. Gottsched gab ihm den guten Rat, daraus einen deutschen Auszug zu machen, worauf er auch einging. Seine Abhandlung über das peinliche Recht hatte, wie er unterm 24. Juni 1756 mitteilte, eine sehr üble Beurteilung durch den Dr. Jenichen<sup>1)</sup> in Gießen erfahren. Seinen „Versuch von deutschen Kriegswörtern“ nahm Gottsched in die Veröffentlichungen der Leipziger Gesellschaft der freien Künste auf.

Friedrich Christoph Schminke<sup>2)</sup> dankte unterm 1. Mai 1754 für die Ernennung zum Ehrenmitglied der vorgenannten Gesellschaft, sprach dabei seine Verehrung für Gottsched aus und versprach am 16. Februar 1755, eine vorher in der Versammlung der Kasseler Gottschedianer vorgelesene Abhandlung über das wahre Sterbejahr der Kaiserin Gertrud, der Gemahlin Konrads III., zur Veröffentlichung zu übersenden. —

<sup>1)</sup> Gottlob August Jenichen, geb. 9. Juli 1709 in Leipzig, gest. 1. April 1759 in Gießen als Professor der Rechtswissenschaft. (Allgem. Deutsche Biographie Bd. 13 S. 767.)

<sup>2)</sup> Geb. 29. März 1724 in Kassel, studierte in Göttingen die Rechte, bereiste Holland, wurde 1751 Archivar, 1766 außerdem Rat und Bibliothekar, und 1776 Leiter der Münzen- und Kunstsammlung mit dem Titel Regierungsrat. Starb in Kassel 18. Januar 1795. (Allg. Deutsche Biographie Bd. 32 S. 33. Strieder a. a. O. Bd. 13 S. 130.)



Nicht viel umfangreicher sind die Briefe Stegmanns<sup>1)</sup>. Auch er dankte unterm 23. September 1754 für das Leipziger Ehrendiplom und versprach eine mathematische Arbeit einzusenden, entschuldigte sich aber am 21. Januar 1755, daß er aus Mangel an Zeit dazu noch nicht gekommen sei. Unterm 4. Januar und 28. März 1756 sandte er dann endlich auch einige Abhandlungen ein; die eine davon schilderte den Charakter eines wahrhaft großen Fürsten. In dem Briefe vom 21. Januar 1755 beklagte er sich, daß die Abreise des Erbprinzen Friedrich von Kassel für ihn sehr mißlich sei. „So angenehm mir der Ruf nach Kassel war, da die Lust eines durchl. Prinzens an vortrefflichen Wissenschaften, welche durch dero Zureden erwecket worden, mich gelocket und andere ein gleiches zu tun Mut gemacht, so verdrießlich ist mir jetzo meine Station, da ich mich verlassen sehe und das Glück nicht genießen kann, einem Herrn den Reichtum gelehrter und nutzbarer Wahrheiten auszukramen, der bei größerer, weitläufigerer und besserer Erkenntnis derselben ein vernünftiger Liebhaber und Beförderer derselben nach seinem Ansehen und Macht hätte werden können.“ —

Der Regierungsadvokat Hille<sup>2)</sup> sandte seine Dankagung für das Ehrendiplom am 6. Dezember 1755 noch aus Rinteln, aber am 29. Oktober 1756 aus Kassel einige Gedichte, die er bereits hatte drucken lassen. Darunter befand sich auch seine Ode auf das Schloß Wilhelmsthal, von der er schrieb: „Ich weiß, Ew. Magnificenz kennen den Gegenstand meines Gedichts, Wilhelmsthal behauptet in der (Zahl der hessischen)<sup>3)</sup> Kleinode eine vorzügliche Stelle, und also glaube ich, daß Niemand dies Gedicht richtiger als Dieselbe zu beurteilen im Stande ist.“ Leider läßt sich Gottscheds Urteil aus der Briefsammlung nicht ersehen. Daß die Ode nicht überall Beifall fand, ergibt sich aus Strieders Bemerkung: „Als Ode betrachtet nahm man es nicht zum besten auf in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste.“

<sup>1)</sup> Johann Gottlieb Stegmann, geb. 16. Juni 1725 zu Hartum, Professor in Rinteln, dann in Kassel, zuletzt in Marburg, wo er 4. Mai 1795 starb; tüchtiger Physiker. (Allgem. Deutsche Biographie Bd. 35 S. 562. Strieder a. a. O. Bd. 15 S. 267.)

<sup>2)</sup> Hermann Adolf Hille, geb. zu Friedrichsburg bei Rinteln 29. Juni 1720, Regierungsadvokat zu Rinteln, 1756 Advocatus fisci, 1762 Rat, 1770 Regierungsrat in Rinteln, wo er 10. März 1777 starb. (Strieder a. a. O. Bd. 6 S. 23.)

<sup>3)</sup> Die eingeklammerten Worte fehlen im Brief.



Als dem Kreise der Kasseler Gottschedianer nicht angehörig, aber ihm nahestehend, habe ich schon oben den Bibliothekar Arckenholtz genannt. Johannes Arckenholtz, geb. 9. Februar 1695 in Helsingfors, war zuerst Hofmeister bei einem schwedischen Edelmann gewesen, dann Registrator bei der Reichskanzlei in Stockholm geworden. Eine 1730 von ihm verfaßte, gegen Frankreich gerichtete Schrift, die mehrere Jahre später dem französischen Gesandten in Stockholm in die Hände kam, mißfiel nicht nur diesem, sondern auch der politischen Partei der Hüte. Diese zwang 1738 den König, Landgrafen Friedrich I. von Hessen, Arckenholtz gefangen nach Schloß Karlstein bringen zu lassen. Später wieder freigelassen und 1743 als Sekretär beim Staatskomptoir wieder angestellt, wurde Arckenholtz doch weiter von den Hüten verfolgt, so daß sich der König veranlaßt sah, ihn am 24. Juni 1746 als Bibliothekar mit dem Titel Rat nach Kassel zu versetzen<sup>1)</sup>. Der deutschen Sprache scheint er nicht in vollem Umfange mächtig gewesen zu sein, wenigstens sind seine sämtlichen Briefe an Gottsched in französischer Sprache abgefaßt.

Die ersten dieser Briefe behandeln fast nur sein Hauptwerk, die „Mémoires concernant Christine, reine du Suède“, deren Übersetzung, wie oben erwähnt, Reiffstein übernommen hatte. Er bat um Erwähnung des Buchs im „Neuesten“, worauf Gottsched einging, sprach sich ungehalten über seine ungünstige Beurteilung seitens verschiedener Kritiker aus, dankte für die Vermittelung, auf Grund deren Reiske die Korrektur der Reiffstein'schen Übersetzung übernahm, und fragte an, ob sich in der Leipziger Bibliothek Handschriften befänden, die er bei seinem Werke benutzen könnte. Der Papst hatte ihm aus dem römischen Archive solche zugehen lassen, aus denen er seinen Briefen nach aber nicht viel entnehmen konnte. Als Gegendienst besorgte er Gottsched eine Anzahl schwedischer Dissertationen und Medaillen, sandte ihm Winkelmanns „Chronik der Fürstentümer Hessen und Hersfeld“ und einige seiner eigenen Schriften, auch Lose zur schwedischen Lotterie. Zum Erscheinen der Biographie Christian Wolffs wünschte er Gottsched Glück und bedauerte nachher deren ungünstige Aufnahme durch den Landgrafen. Wie er am

<sup>1)</sup> Für den verstorbenen Kuchenbecker. 1766 ging Arckenholtz als Historiograph wieder nach Stockholm, wo er 12. Juli 1777 starb. (Allgem. Deutsche Biogr. Bd. 1 S. 512. Strieder a. a. O. Bd. 1 S. 114.)



8. September 1755 mitteilte, hatte auch er sich an den Regierungsrat Hein gewendet, um Gottsched Genugtuung zu verschaffen, aber es war vergebens gewesen. Er hatte darauf Hein empfohlen, das Werk, gegen das er voreingenommen sei, doch erst einmal zu lesen, ehe er darüber urteile. Arckenholtz faßte sein eigenes Urteil über das Werk in die Worte zusammen: „Toute fois cette belle vie est-elle une des plus instructives que j'aie jamais lué. Elle Vous eternisera, Monsieur, autant que le grand homme, que fait l'objet de votre plume elegante et de vos nobles sentiments.“ Weniger günstig urteilte er am 22. Dezember 1755 über Voltaires „Jungfrau“: „La Pucelle de Voltaire renferme beaucoup d'esprit. Mais le diable en a plus de lui. C'est en vrai profane et impudent“.

Seit dem Herbst 1755 wurde der Briefwechsel zwischen Arckenholtz und Gottsched auf allerlei wissenschaftliche Fragen ausgedehnt. Nachdem Arckenholtz sich auf Anfragen Gottscheds in einem Briefe vom 8. September 1755 dahin ausgesprochen hatte, daß die Baringi wohl mit den Normannen, nicht aber mit den Franken in Zusammenhang ständen, und die Annahme verworfen hatte, daß die Hyperboräer das jetzige Deutschland bewohnt hätten, beantwortete er unterm 22. Dezember 1755 Gottscheds Frage, warum Skandinavien, diese „vagina gentium“, nicht mehr, wie früher, zahlreiche Kolonisten aussende, dahin: es sei ja kein Land mehr in Europa, wo sie sich niederlassen könnten, ohne auf den Widerstand der Eingeborenen zu stoßen. Nur ganz außerordentliche Ereignisse, wie Überschwemmungen oder Verfolgungen, könnten damals noch Auswanderungen, wie z. B. die der Salzburger, zur Folge haben. Daran schloß sich dann eine längere Abhandlung über die Art und die Entstehung der Runen, die auf eine Entgegnung Gottscheds in weiteren Briefen vom 29. Januar und 6. September 1756 (letzterer aus Hofgeismar) fortgesetzt wurden.

Am 23. Juni 1755 schickte Arckenholtz die Leichenrede, die der Kabinettsprediger der Erbprinzessin, Barbauld<sup>1)</sup>, bei der Bestattung des Prinzen Georg von Hessen gehalten hatte, in dessen Auftrag an Gottsched. Barbauld

<sup>1)</sup> Theophil Ludwig Barbauld, geb. 1708 oder 09 in London, kam 1740 mit der Erbprinzessin nach Hessen, folgte ihr 1760 nach Hanau, ging aber 1763 nach England, wo er seine früher besessene Pfründe wieder in Besitz nahm. Später war er Gesandtschaftsprediger im Haag, wo er 1779 starb. (Strieder a. a. O. Bd. 1 S. 260.)



selbst dankte dann unterm 30. Juli 1755 für die günstige Beurteilung der Predigt, in einem recht überschwänglichen Lobschreiben an Gottsched und seine Frau, „la Muse de la Germanie“, das mit den Worten schloß:

„Puisiez-vous, l'un et l'autre, a l'abri des lauriers  
Voir les ris et l'amour règner dans vos foyers!  
Puisiez-vous, à côté de Racine et d'Horace,  
Occuper avec eux les sommets du Parnasse!“

Es fällt auf, daß in den Briefen dieser Periode weit mehr politische Mitteilungen enthalten sind als in den früheren Briefen. Es waren eben Ereignisse eingetreten, die weit über Hessen hinaus Interesse erregten. Der Ausbruch des siebenjährigen Kriegs stand nahe bevor und trat ein; am 9. Oktober 1755 spricht der Steuerrat Gottsched die Hoffnung aus, daß wenigstens den bevorstehenden Winter über der Frieden erhalten bleiben werde; am 8. November 1756 befürchtet Arckenholtz, Maria Theresia werde den Krieg hinziehen, bis die Truppen ihrer Verbündeten eingetroffen seien, und fährt dann fort: „Le Roi suffira-t-il seul à tous à la longue? et qui sont ceux-la qui voleront à son secours?“ Die Stellung Hessens zu den kriegführenden Parteien beschäftigt den Steuerrat am 6. August 1755, wo er das Gerücht erwähnt, 4000 Hessen sollten in holländischen Sold gegeben werden. Am 19. Februar 1756 meldet er, daß das hessische Hilfskorps bereit sei, in drei Wochen nach Stade zu marschieren, um von da nach England eingeschifft zu werden. Der Deutschordenskomtur Graf Isenburg<sup>1)</sup> werde das Kommando führen. Am 29. März 1756 schließt er die Nachricht vom bevorstehenden Aufbruch von 6000 Mann Infanterie und Artillerie mit den Worten: „Frankreich hat heimlich seine Nuppen, und die Holländer dürften vielleicht die Zeche bezahlen. Uns gehört Brabant, Preußen und Frankreich mögen sich in das übrige teilen!“ — was wohl darauf schließen läßt, daß man in hessischen Hof- und Regierungskreisen damals wirklich an ein Wiedererlangen der verlorenen brabantischen Erbschaft gedacht hat. Auch Stegmann meldet am 28. März 1756 den bevorstehenden Abmarsch der 6000 Mann und fügt hinzu, 2000 Mann Reiterei würden wohl nachfolgen.

<sup>1)</sup> Graf Christian Ludwig von Isenburg-Birstein, geb. 8. Oktober 1710, gest. 6. Juli 1791, führte 1756 als Generalleutnant 6500 Mann hessische Infanterie und Artillerie nach England. Vergl. Zeitschrift Bd. 40 S. 72 ff.



Weit größeres Interesse scheint aber der Übertritt des Erbprinzen Friedrich zum katholischen Bekenntnis erregt zu haben und aus den vielen Nachrichten seiner Korrespondenten läßt sich schließen, daß auch Gottsched an dieser Sache lebhaften Anteil genommen hat. Arckenholtz, der dann aber den Übertritt und seine Folgen später nicht mehr erwähnt, macht die erste Mitteilung davon am 2. Dezember 1754 und teilt dabei mit, daß aus Anlaß des Übertritts die Landstände zu Mitte Dezember einberufen seien. Am 2. Januar 1755 schickt Reiffstein den Wortlaut der Assekurationsakte, die von den Landständen noch durch weitere Forderungen verstärkt werde<sup>1)</sup>. Die traurige Begebenheit habe in Kassel eine so allgemeine Niedergeschlagenheit hervorgerufen, daß diese auch die Zusammenkünfte der Gottschedianer und ihre Wirksamkeit überhaupt beeinflusse. Der Steuerrat teilt an demselben Tage mit, daß das Militär auf die Assekurationsakte vereidigt werde. Ob die Gräfin Hatzfeldt bei dem Übertritt im Spiele gewesen, wisse man nicht. „Indessen soll sich eine gewisse vornehme wunderschöne Dame hier bei 14 Tagen vor wenig Monaten in Cassel in einem Privathause aufgehalten haben, welcher des Erbprinzen Durchl. den Besuch incognito abgestattet. Kein Mensch aber kann recht unter die Geheimnis kommen“<sup>2)</sup>. Die Reise des Erbprinzen nach Hamburg am 15. Februar 1755<sup>3)</sup> betrachteten der Steuerrat und Reiffstein als Entgegenkommen gegen seinen Schwiegervater, den König von England, bedauern aber die vorher erfolgte Trennung des erbprinzlichen Ehepaares von Tisch und Bett, die der Landgraf als summus episcopus ausgesprochen habe. Am 28. März 1755 spricht der Steuerrat die Vermutung aus, die drei Söhne des Erbprinzen möchten wohl von Göttingen aus nach Oxford „über den Bach“ gehen. An die Nachricht von Friedrichs Rückkehr knüpft er die Bemerkung, daß dieser vielleicht doch noch den Oberbefehl über die hessischen Truppen erhalten werde<sup>4)</sup>. Seckendorffs Anwesenheit in Kassel erwähnen beide Briefschreiber mit dem Hinzufügen, daß er sich große Mühe gegeben habe, den Erbprinzen zum

<sup>1)</sup> Siehe Hartwig, Der Übertritt des Erbprinzen Friedrich zum Katholizismus, S. 57.

<sup>2)</sup> Hartwig a. a. O. S. 23 erwähnt, daß verschiedene katholische Damen bei dem Übertritte des Erbprinzen ihrer Kirche gute Dienste geleistet hätten, nennt aber keine Gräfin Hatzfeldt.

<sup>3)</sup> Vergl. darüber Hartwig a. a. O. S. 72 ff.

<sup>4)</sup> Dies geschah aber nicht.



Rücktritt zu bewegen, es sei aber vergeblich gewesen <sup>1)</sup>. Großes Aufsehen hat augenscheinlich die Verhaftung Stirns gemacht, über dessen Vergehen man in Kassel durchaus nichts erfuhr <sup>2)</sup>. Nach der Mitteilung vom Aufenthalt des Erbprinzen in Völkershausen und von der Verlegung seines Wohnsitzes nach Hersfeld erwähnen beide die Verhaftung des Paters Fuchs und des Leutnants v. Schöll, ohne zu ahnen, daß die Festnahme des letzteren nur eine scheinbare, zur Irreleitung des Erbprinzen vorgenommene, war. Das Eintreffen des sächsischen Gesandten de Fontenay und des kaiserlichen v. Pretlack <sup>3)</sup> wird erwähnt. In der Abreise des Erbprinzen nach Berlin sehen beide ein Ereignis, das eine Wendung zum Besseren bringen werde, und mit großer Genugtuung berichtet Reiffstein über die Ernennung des Erbprinzen zum Vizegouverneur von Wesel und Chef eines preußischen Regiments, in der er „einen glücklichen Anfang vieler ferneren guten Folgen und Begebenheiten sieht, insonderheit soweit solches die Sicherstellung der protestantischen Sache betrifft“.

Auch über die Heirat der Prinzessin Wilhelmine von Hessen, die am 17. Juni 1752 der Prinz Heinrich von Preußen heimführte, und über den am 5. April 1751 eingetretenen Tod des König-Landgrafen Friedrich I. berichtet Reiffstein kurz, und Gottsched erwähnt am 2. Januar 1755 das Gerücht, König Friedrich II. von Preußen habe öffentlich communiciert, worüber „viel pro et contra disputiert“ werde, und am 28. März 1755 knüpft er an die Nachricht, der große König habe „am Grünen Donnerstag sich in dem Cabinet des heil. Abendmahls zu bedienen geruht“, die Bemerkung: „Gewiß eine merkwürdige Begebenheit!“

Schließlich möge nicht unerwähnt bleiben, daß der Steuerrat Gottsched oft seiner alten Mutter in Ostpreußen liebevoll gedenkt und sich bei seinem Leipziger Bruder nach ihrem Befinden erkundigt, und daß keiner der sämtlichen Briefschreiber vergißt, seine Briefe mit einer Empfehlung seiner Person an Gottscheds Gattin zu schließen.

---

<sup>1)</sup> Vergl. Hartwig a. a. O. S. 114.

<sup>2)</sup> Der Kammerrat Stirn hatte den Briefwechsel des Erbprinzen mit dem kaiserlichen Postmeister in Hamburg, Baron Kurzrock, vermittelt, der den Erbprinzen zur Flucht und zum Eintritt in österreichische Dienste zu bewegen suchte. Siehe Hartwig a. a. O. S. 121 ff.

<sup>3)</sup> S. Hartwig a. a. O. S. 160.



Die Briefsammlung Gottscheds endet mit dem Schlusse des Jahres 1756. Ob sie von Gottsched nicht weiter fortgeführt worden ist oder ob die letzten Bände verloren sind, ist unbekannt. Wir müssen die Tatsache des Fehlens der Briefe aus den letzten zehn Lebensjahren Gottscheds aber bedauern. Es wäre sicher interessant gewesen und hätte zur Beurteilung der Stellung Gottscheds in der Meinung seiner Zeitgenossen beigetragen, wenn wir erfahren hätten, ob die Kasseler Anhänger des einst so gefeierten Mannes bis zu seinem Ende in seiner Verehrung treu beharrt haben, als er immer tiefer in der Achtung seiner Zeitgenossen sank und nicht einmal das Lob Friedrichs des Großen, das zu jener Zeit jeden anderen erhoben hätte, imstande war, ihn der Lächerlichkeit zu entreißen. Und doch war sein Schicksal nicht in vollem Umfange verdient, und es ist sicher erfreulich, daß seit Danzels Eintreten für den arg geschmähten Mann dessen Verdienste um die deutsche Literatur, wenn auch nicht mehr, wie in seinen Ruhmesjahren, überschätzt, aber doch wenigstens anerkannt werden.

---

### Anhang I.

Briefe an Gottsched aus dem übrigen Hessen.

Die wenigen aus anderen hessischen Orten als Kassel stammenden Briefe, die die Gottsched'sche Briefsammlung enthält, sind nach ihrem Inhalt recht unbedeutend. Am 1. Mai 1729 teilt Christian Wolff in einem lateinischen Schreiben aus Marburg mit, daß er Gottscheds Bemühungen, eine Stellung in Danzig zu erhalten, in jeder Weise unterstützen werde und daß er ihn bereits an den Senator Öhler in Danzig empfohlen habe. — Der Rektor Joh. Balth. Schmidt in Schmalkalden<sup>1)</sup>, der als Student in Leipzig Gottscheds Vorlesungen gehört hatte, schickt unterm 1. Mai und 4. Juli 1735 Gedichte zur Beurteilung, bittet auch um Angabe eines Schauspiels, das er mit seinen Schülern aufführen könne. Nachdem er dann ohne Begleitschreiben eine von ihm besorgte Ausgabe der Schmal-

<sup>1)</sup> Johann Balthasar Schmidt, geb. 1705, wurde 1732 lutherischer Pfarrer in Trusen, 1734 Rektor der lutherischen Schule in Schmalkalden, 20. Juli 1753 Diakon daselbst. Starb in Schmalkalden 29. Januar 1785. (Strieder a. a. O. Bd. 13 S. 104.)



kalder Artikel übersandt hat, bittet er am 22. Mai 1737, Mitglied der Leipziger Deutschen Gesellschaft werden zu dürfen. Zur Begründung schreibt er: „Es geschiehet aber dieses Suchen deswegen, weil ich dafür halte, daß meine Hochachtung bei der Stadt und Schule noch einen größeren Zuwachs bekäme, wenn ich mich bei Ausgabe eines und des anderen Bogen als ein Mitglied nennen dürfte“. Er hat aber mit seiner Bitte wohl keinen Erfolg gehabt, denn es folgt kein weiteres Schreiben von ihm, während er anderenfalls doch wohl seinen Dank ausgesprochen haben würde. — Der Professor Kahrel<sup>1)</sup> in Marburg schickt mit kurzem Begleitschreiben vom 29. Mai 1742 eine seiner Dissertationen, Johann Gottlob Erdmann Lucke ebendasselbst unterm 27. April 1752 einige seiner Gedichte, wobei er um Empfehlung für eine Hofmeisterstelle in Tübingen bittet. — Professor Seip<sup>2)</sup> in Marburg teilt am 12. Juli 1752 mit, einer seiner Freunde wolle Gottscheds „Deutsche Sprachkunst“ ins Lateinische übersetzen, und fragt an, ob dies Gottsched genehm sei und ob er das Unternehmen mit seinem Rate unterstützen wolle. — Der Hochgräflich Pfalz-Birkenfeldische Rat Dr. jur. Wächter in Gelnhausen bittet am 24. Dezember 1752 um Empfehlung einer für eine Hofmeisterstelle bei einem jungen Pfalzgrafen geeigneten Persönlichkeit und teilt am 5. Februar 1753 mit, die Sache sei erledigt. — Georg Adam Juncker<sup>3)</sup>, Hofmeister bei einigen jungen Baronen von

<sup>1)</sup> Hermann Friedrich Kahrel, geb. 10. Dezember 1719 in Detmold, studierte in Marburg bei Wolff Philosophie, bei Kirchmeyer Theologie, ging dann mit Wolff nach Halle, wurde 1743 Professor in Herborn, 22. Dezember 1762 Professor der Philosophie und der Rechte in Marburg, wo er am 14. Dezember 1787 starb. (Strieder a. a. O. Bd. 6, S. 483, Bd. 7, 533, Bd. 8, 520.)

<sup>2)</sup> Johann Nicolaus Seip, geb. 20. Dezember 1724 in Marburg, studierte in Marburg, Rinteln und Jena, las in Marburg über Philosophie und deutsche Sprache, wurde 1753 Pfarrer in Betziesdorf, 1754 Subdiakon in Marburg, 1759 Ecclesiast und 1760 Superintendent und Konsistorialrat daselbst. Starb in Marburg 24. September 1789. (Strieder a. a. O. Bd. 14, 170, Bd. 18, S. 517. Allgem. Deutsche Biographie Bd. 33 S. 651.)

<sup>3)</sup> Georg Adam Juncker, geboren im Oktober 1720 in Hanau, studierte in Jena und Halle, war dann Hofmeister im Edelsheimschen Hause, wurde 1745 Prorektor, 1746 Rektor in Hanau, gab aber diese Stellung wieder auf und begleitete die jungen Edelsheims nach Göttingen, wurde 1760 solmsischer Hof- und Regierungsrat in Laubach, dann Professor der deutschen Sprache an der Sorbonne, hierauf an der Ecole militaire zu Paris. Starb 12. April 1805 zu Fontainebleau, (Strieder a. a. O. Bd. 6, S. 389, Bd. 7, S. 530, Bd. 8, S. 520, Bd. 15, S. 346.)











## Anhang III.

Schreiben des Steuerrats Gottsched in Kassel an seinen Bruder.

Cassell, den 19<sup>ten</sup> Hornung 1756.

Der gestrige Morgen hat die mehrsten Einwohner von gantz Cassell in ein nicht geringes Schrecken gesetzt, da ein Viertel nach 8 Uhr eine starke Erderschütterung allgemein verspühret wurde. Die vorher viele Tage lang nach einander vorhergegangene erstaunliche Sturm Winde führeten immer eine Furcht vor dem Erdbeben mit sich. Aber siehe, so ist solches bey dem stillesten Wetter erst erfolgt, denn die Nacht vom 17. auf den 18. war die erste, so man stille nennen könne. Bey einem gelinden Süd Winde und sanftem Regen ist diese Erschütterung an einigen Orten zu wiederholten, an anderen aber gar zu 5 bis 6 malen empfunden worden, wie solches besonders Hr. Reifstein in seinem Hause angemerket hat. Die Häuser von Stein haben in denen obersten Etagen die Zitterung am mehrsten verspühret, da sie in dem untersten Stocke kaum merklich gewesen. Auf dem großen Kirch Thurm ist die Bewegung am stärcksten gewesen, da der Wächter ad protocollum gegeben, daß sein in den Ofen eingesetzter Wasser Topf oder ein gemauertes Gefäß zweymal übergeschwenket und die Gläser von denen Tabletten herunter gefallen. Im Fürstl. Schlosse sind die Prinzessin Charlotte Drl. besonders durch die Erschütterung in ein Schrecken gesetzt worden. Einige wollen beobachtet haben, daß in der Nacht schon der erste Erdstoß gegen 11 Uhr vorgegangen seye, welcher aber wie der 2<sup>te</sup> des Morgens nach 8 Uhr nur wenige Minuten gewähret hat. So sind wir, dem Höchsten sey Dank! vor das mal von allen schädlichen Würckungen dieses Weltübels verschont geblieben. Gott wolle dergleichen fernere betrübte Zufälle in Gnaden abwenden. Wir, die wir in unserem Hause des gewöhnlichen Zitterns der Stube wegen dem schwachen Gebälcke gewohnt seyn, da bey denen grausamen Winden die Erschütterung fast stets dauerte, haben von obigem Erdstoße nichts empfunden, obgleich die über uns Wohnende solches verspühret haben. Diese Nacht ist wieder der grausamste Sturm gewesen und heute ein mit Schnee und Regen vermischtes Gewitter bey Nord Wind. Nächst dieser wichtigen Zeitung habe noch die beyfügen wollen; wie nämlich unser gantzes Auxiliar-Corps in voller Bewegung ist um binnen 3 Wochen nach Stade zu marchiren und alda um nach England eingeschift und überführet zu werden: doch dürfte die Cavallerie erst späther nachfolgen. Das Commando en Chef führet Hr. Graff v. Isenburg als General Lieut., welcher zugleich Commandeur von dem Deutschen Orden zu Marburg ist. Die Krohne Frankreich muß sich zu sehr beleidigt halten, als daß es nicht wenigstens doch einen Streich wagen sollte. Sonst ist hier alles bey dem Alten, außer daß die Gefangenen zu Herßfeld alle wieder in Freyheit gesetzt worden. Ich nenne mich mit steter Hochachtung

In Eyl!

Den

getreusten

Gottsched.